
Sechstes Buch.

Von Clodowig bis auf Karln den Großen,
300 Jahre.

Erstes Kapitel.

Chlodowig bildet die fränkische Monarchie, die unter seinen ersten Nachfolgern noch durch das thüringische, und das burgundische Reich, vergrößert wird.

Seit dem Augustus stellte Europa den vornehmsten Schauplatz der Weltgeschichte vor. Hier war der Hauptsitz der über alle drey Erdtheile ausgedehnten römischen Monarchie,
und

und wenn auch der westliche Theil derselben abgerissen worden war, so dauerte das oströmische Kaiserthum doch noch immer fort, so hob sich im westlichen Theile von Europa die fränkische Monarchie empor, die in der Geschichte unseres Erdtheiles eine so bedeutende Rolle spielt.

Der Hauptsitz der fränkischen Monarchie war in Gallien. Im südlichen Theile desselben herrschten die Westgothen, die sich nordwärts bis an die Loire, und ostwärts bis an die Rhone, ausgebreitet hatten. Odoaker hatte ihnen alle römischen Besitzungen jenseits der Alpen abgetreten. Zwischen den Alpen, der Saone und der Rhone, dehnte sich das Reich der Burgunder aus, welches also den östlichen Theil von Frankreich, und die westliche Hälfte von Helvetien, begriff. Die westliche Halbinsel Galliens hatten die Britannier besetzt. Auf der rechten Seite der Loire, und an der Seine, war der Ueberrest der römischen Herrschaft noch vorhanden. Hier geboth Syagrius, dessen Vater Aegidius römischer Statthalter in Gallien gewesen war. Er regierte, ohne
vom

vom Kaiserhof bestätigt zu seyn, und stellte also gleichsam einen unabhängigen Regenten vor. Seine Residenz war zu Soissons.

Im nördlichen Theile von Gallien saßen die Franken fest. Diese ehemaligen Bewohner Westphalens giengen, nicht lange nach Constantins des Großen Zeiten, oft über den Rhein, und durchstreiften das belgische Gallien (die jetzigen Niederlande). Manche schöne Stadt wurde von ihnen geplündert und zerstört. Es gefiel ihnen aber in dem wohlangebauten, mit allen Lebensbedürfnissen so reichlich versehenen Belgien besser, als in ihrem rauhen Vaterlande. Sie zogen daher immer zahlreicher hin, und bald konnten ihnen die Römer den längern Aufenthalt nicht mehr verwehren. Ihr unruhiger Geist reizte sie immer zu neuen Unternehmungen. Im Norden schreckte sie das unfreundliche Klima, schreckten sie die muthigen Friesen zurück. Desto holdler lachten ihnen die herrlichen Fluren Galliens entgegen, wo die verzärtelten Römer ihnen keinen nachdrücklichen Widerstand entgegen setzten. Schon unter dem Kaiser Valentinian III

(um 438) eroberte Chlodio, ein fränkischer Fürst, die Städte Cambay und Tournay; auch drang er bis an die Somme in der Picardie vor. Sein ältester Sohn Merwig (st. 457) befestigte seine Herrschaft über einen Theil des nördlichen Galliens so glücklich, daß man den Stamm der fränkischen Monarchen nach ihm Merowinger nannte. Dessen Sohn und Nachfolger Childerich mußte sich, wegen der Unzufriedenheit, die seine Regierung bey den Edlen seiner Nation erregte, auf einige Jahre entfernen. Vasinus, der König der Thüringer, nahm ihn freundschaftlich auf, und Vagina die Gemahlin desselben, fand den vertriebenen fränkischen König so liebenswürdig, daß sie ihm ihre eheliche Treue aufopferte, daß sie, als Childerich zu seiner Nation zurückkehrte, ihn heimlich nachfolgte. Childerich bewies sich gegen seinen Wohlthäter so undankbar, daß er ihm seine Gemahlin nicht wieder zuschickte. Vasinus rächte sich deswegen durch Streifereyen, die er durch seine Thüringer in das fränkische Gebieth jenseits des Mayns thun ließ. Die Thüringer, damahls noch sehr wilde und unbarmherzige Leute, behanz

delten

delten die Franken, die in ihre Gewalt geriethen, sehr grausam. Die Knaben hingen sie an der Hüftflechse an den Bäumen auf; die Mädchen rissen sie an Pferdeköpfe gebunden von einander, oder sie streckten sie über Fahrgeleise aus, befestigten sie mit Pfählen in den Boden, und fuhren mit Frachtwagen über sie hin. War dieß Verfahren nicht etwa eine Wirkung der erbittertesten Rache, so zeigt es eine barbarische Denkart der damaligen Thüringer an.

Vasina, die das schreckliche Schicksal der Franken durch ihre Untreue veranlaßt hatte, ward (467) die Mutter Chlodewigs, des Stifters der fränkischen Monarchie. Die Franken theilten sich damals in mehrere Stämme ab. An der Nordsee, in der Gegend von Witsand und Dänkirchen, breiteten sich die Moriner aus; am Rhein hatten die Ripuarier (Uferfranken) ihre Wohnsitze, und in der Mitte saßen die Salier, über welche Clodewig herrschte. Dieser Clodewig benutzte die damalige Lage Galliens, um sich zum Monarchen desselben aufzuwerfen. Die Westgothen hatten einen unmin-

digen König; Odoacher, der Beherrscher Italiens, bekümmerte sich um die übrigen Provinzen des ehemahligen weströmischen Kaiserthumes gar nicht; der griechische Kaiser Zeno war zu weit entfernt, und zu ohnmächtig, um zu helfen, und die arianischen Westgothen und Burgunder waren bey den katholischen Bewohnern Galliens verhaßt. Unter solchen Umständen konnte der neunzehnjährige, rasche Chlodewig sehr leicht den Entschluß fassen, das Land, welches die Römer in Gallien noch im Besitze hatten, in seine Gewalt zu bringen. Sehr bald fand er einen Vorwand, sich vom Syagrius beleidigt zu glauben. Er schickte demselben (486) eine Ausforderung zu einem Treffen zu. Chlodewig zog mit keinem großen Heere aus; doch leisteten ihm noch zwey andre fränkische Fürsten Hülfe. Er drang bis Soissons vor. Syagrius wurde geschlagen. Er flüchtete nach Toulouse, der Residenz des westgothischen Königs; aber der dortige Hof wagte es nicht, dem drohenden Chlodewig die Auslieferung desselben zu verweigern, und Syagrius, der letzte römische Oberbefehlshaber in Gallien, wurde hingerichtet.

richtet. Chlodewig und seine Franken eroberten nun alle Städte, welche die Römer noch im Besitze gehabt hatten; die Stadt Paris kam aber erst nach zehn Jahren unter die Herrschaft der Franken.

Die andern deutschen Staaten in Gallien, der westgothische und der burgundische, welche die Unterdrückung der römischen Herrschaft in diesem Lande ruhig mit angesehen hatten, konnten, wenn sie die Lage der Sache nur einigermaßen überlegten, die ihnen drohende Gefahr, unter das fränkische Joch zu gerathen, sich lebhaft denken. Und dennoch schienen sie keinen Antheil zu nehmen. Die Burgunder, die den Franken zunächst wohnten, wurden durch die Handel in ihrer Königsfamilie so sehr beschäftigt, daß sie auf Chlodewigs ehrgeizige Pläne nicht genug Aufmerksamkeit wenden konnten. Der König Gundioch hatte das Land unter seine vier Söhne getheilt, und das durch den Saamen der Uneinigkeit unter ihnen ausgestreut. Gundobald, der seinen Wohnsitz zu Lyon hatte, überwältigte seinen Bruder Chilperich, der zu Genf residirte,
und

und

und ließ ihn, nebst seiner Gemahlin und zwey Söhnen, hinrichten. Unter seinen zwey Töchtern, die am Leben blieben, befand sich die schöne und lebenswürdige Chlotilde. Der König der Franken war nach dem Verſtöße derselben lästern; aber die herrliche Prinzessin wurde so sehr in einsamer Verwahrung gehalten, daß Aurelian, der schlaue Abgesandte Chlodewigs, nur mit Mühe sich zu ihr hinschlich. Nun wußte er ihr von der Macht, von der Unerfrohenheit, von der Neigung Chlodewigs, die christliche Religion anzunehmen, und von der zärtlichen Liebe, die er zu ihr hegte, so viel schönes vorzusagen, daß Chlotilde mit Vergnügen den Entschluß faßte, die Gemahlin desjenigen zu werden, der den Mord ihrer Familie rächen konnte. Vergebens untersagte es ihr Gundobald, einen Heyden zu heyrathen. Chlotilde bestand darauf, Chlodewigs Ehegenossin zu werden, und Gundobald wagte es nicht, dem mächtigen Chlodewig seine Dichte länger zu verweigern. Als sich Chlotilde (493) der Gränze des fränkischen Gebiethes näherte, munterte sie die fränkischen Edlen, die sie den Armen Chlodewigs entgegen

entgegen bringen sollten, noch zur Nacht auf. Nun brennte manches Dorf in Gundobalds Reiche, und Chlotilde vertauschte den mit Ochsen bespannten Wagen gegen ein schnelles Roß, um sich desto geschwinder zu entfernen.

Chlotilde sparte, als sie Chlodewigs Gemahlin war, weder Bitten noch Vorstellungen, um denselben zur Annahme des Christenthums zu bewegen. In diesen Bemühungen unterstützte sie der Bischof von Rheims, der h. Remigius. Allein Chlodewig blieb lange unentschlossen, bis eine Schlacht über seine Unentschlossenheit endlich siegte. Die Ripuarier waren mit ihren Nachbarn, den Alemannen, die sich von den Quellen des Rheins, bis an dessen Zusammenfluß mit der Mosel, und also in der Schweiz, in Elßaß, Lothringen, im Bezirke von Worms und Speyer, in der rheinischen Pfalz, und in der Wetterau ausbreiteten, in Krieg gerathen. Die Alemannen belagerten (496) die Stadt Cöln. Chlodewig eilt dem Fürsten Siegbert zu Hülfe. Bey Jülpich stoßen beyde Heere auf einander.

der.

der. Als der Sieg auf Chlodewigs Seite sich hinneigt, gelobt er, ein Christ zu werden. Der König der Alemannen, Wibald, wurde getödtet, und die Alemannen fühlten sich so geschwächt, daß sie ihr Land den siegreichen Franken überlassen mußten. Viele von ihnen wanderten nach Ahatien, nach Italien aus; viele schmiegeten sich aber unter die Herrschaft der Franken, deren Gebiet dadurch sehr vergrößert wurde.

Chlodewig ließ sich hierauf, dem in der Schlacht gethanen Gelübde zufolge, am Weihnachtsfeste zu Rheims taufen. Er wurde zum christlichen Könige aus einem Oehlfläschchen gesalbt, welches der h. Geist, in Gestalt einer Taube, vom Himmel gebracht haben sollte. Seinem Beyspiele, und seiner Aufmunterung, folgten viele tausend andre salische Franken. Das Christenthum, in welches sich Chlodewig einweihen ließ, war aber so wenig vermögend, seinen Eroberungsgeist zu unterdrücken, daß es ihm vielmehr zum Vorwande diente, seiner Landesucht immer mehr Befriedigung zu verschaffen. Die katholischen Bischöfe, die sich,
 außer

auffer ihrer Kirche, keine Seligkeit, und keinen Menschenwerth dachten, reizten ihn zu feindseligen Gefinnungen gegen die arianischen Westgothen, die, ihrer Meynung nach, als verdammte Ketzer ausgerottet werden mußten. Vergebens wünschte sich der junge König Marich mit dem Chlodewig zu vergleichen; vergebens wurde zwischen beyden eine Zusammenkunft veranstaltet. Chlodewig bedauerte es, daß der schönste Theil Galliens den Arianern gehören sollte. Viele katholische Unterthanen der Westgothen sahen den fränkischen König als ihren Erlöser an. Chlodewig rüstete sich zu diesem Kriege, als wenn es ihm blos um die Ehre des Christenthums zu thun gewesen wäre. Er gelobte eine neue Kirche, die da, wo seine Streitart zuerst hinfallen würde, emporsteigen sollte. Er schickte nach der Kirche des h. Martins zu Tours heimlich einen Abgeordneten, und ließ sich ein Bibelorakel ausbitten, daß sehr vortheilhaft für ihn lautete. Er gelobte dem h. Martin, der sich für seinen Gönner erklärte, sein Leib zu roß. Aus einem Fläschchen mit gesegnetem Abendmahlsweine, welches er vom h. The-
migus

migiuz empfieng, sollte er sich in den Gefahren Muth trinken. Nun rückte Chlodewig (501) schnell gegen Vivonne bey Poitiers an. Marich und seine jungen Feldherren wollten einem für sie gefährlichen Treffen nicht ausweichen. Marich fiel unter Chlodewigs eignen Händen, und die Westgothen waren so geschwächt, daß sie, wenigstens auf einige Zeit, alles Land von der Loire bis an die Pyrenäen, daß sie ihren großen Schatz zu Toulouse den Franken überlassen mußten.

So diente das Christenthum dem eben so arglistigen als treulosen Chlodewig zum Vorwande, seine Monarchie durch das Land der Westgothen zu vergrößern! Durch eben dieselbe rechtfertigte er aber auch das ungerichte Verfahren, durch welches er die Herrschaft über alle Franken an sich riß. Die Fürsten derselben mochten wegen seiner eroberungslüchtigen Plane wohl einige Besorgniß äußern; auch weigerten sie sich, den Glauben ihrer Vorfahren gegen die christliche Religion zu vertauschen. Dieß war genug, um ihnen von Seiten ihres Vetter Chlodewig

dewig die listigste, die gewaltsamste Verfolgung zuzuziehen. Siegbert, der Fürst der Ripuarier, wurde von seinem eignen Sohne, den Chlodewig dazu beredet hatte, auf der Jagd im Buchenwalde ermordet. Die fränkischen Abgeordneten, welche Siegberts Schätze abholten, tödteten nun auch den Mörder des Vaters. Chararich, der Fürst der Moriner, mußte nebst seinen Söhnen in ein Kloster wandern. Da aber die jungen Prinzen die Hoffnung aussetzten, daß sie dereinst doch zur Regierung gelangen könnten, so bedachte sich Chlodewig nicht lange, sie nebst ihrem Vater hinrichten zu lassen. Aber nichts erregt einen heftigern Abscheu, als Chlodewigs Verfahren gegen den Nachnchar, der zu Cambrai residirte. Er bestach die Kriegsbefehlshaber desselben mit Schmuck vom falschem Golde so glücklich, daß sie ihren Herrn in der Schlacht verließen. Als nun Nachnchar gefesselt vor den Chlodewig gebracht wurde, machte er ihm erst bittere Vorwürfe, daß er, als sein Verwandter, sich habe fesseln lassen, sodenn schlug er ihn mit eignen Händen nieder. Eben dieses Schicksal traf so viele andre Verwandte

Chlode;

Chlodewigs, daß er selbst einmahl darüber Klage führte, daß er gar keine Verwandte habe. Vielleicht wollte er dadurch das Daseyn derjenigen erfahren, die seiner habfüchtigen Verfolgung bisher noch entgangen waren. — Durch solche Mittel gründete Chlodewig die fränkische Monarchie, die sich von den Pyrenäen bis an den Mayn erstreckte. Bey dem Besitze einer solchen Macht konnte es ihm ziemlich gleichgültig seyn, ob der oströmische Kaiser seine schwachen Ansprüche auf den westlichen Theil des römischen Kaiserthums noch fortsetzte. Doch Anastasius entsagte ihm (510) zu Gefallen allen kaiserlichen Ansprüchen auf die von den Franken besetzten Länder, und legte ihm den Titel eines Consuls und Patricius bey. Chlodewig ritt nun in der Staatskleidung derselben feyerlich in die Kirche.

Hätte Chlodewig (511) einen einzigen Nachfolger von seinem unternehmenden Geiste gehabt, so würde die fränkische Monarchie vielleicht über einen großen Theil von Europa sich verbreitet haben. Aber jeder von Chlodewigs vier Söhnen machte auf einen Antheil

theil des Landes Anspruch. Man theilte es erst in Aufrastien und Neustrien (Ost- und Westfranken). Dieses breitete sich von der Loire bis an die Maas und Mosel aus; von diesen beyden Flüssen fieng Aufrastien an, welches alles begriff, was die Franken an beyden Seiten des Rheins besaßen. Aufrastien wurde dem ältesten Sohne, dem Theoderich zu Theil, der seine Residenz zu Metz aufschlug. In Neustrien theilten sich die jüngern Brüder Chlodemir, Childebert, und Chlothar, die zu Orleans, Paris und Soissons ihre Wohnsitz hatten.

Einige Zeit hindurch dauerte das Eroberungsglück des Vaters auch unter den Söhnen fort. Die fränkische, oder merowingische Monarchie, wurde noch durch das burgundische und das thüringische Reich vergrößert. Das letztre, das sich von der Elbe nordwärts bis zum Harz und südwärts bis an den Mayn erstreckte, war damahls unter drey Brüder getheilt, die Vasinus, Clodewigs Stiefvater, hinterlassen hatte. Herzog manfried, der jüngste unter denselben, wählte sich zur Gemahlin eine vandalische Prinzessin

ans

aus Afrika, für deren Stolz sein Landesantheil nicht groß genug war. Hermannfried überfiel und tödtete den einen von seinen Brüdern, der Berthar hieß; der andre, Valderich, machte aber so fürchtbare Anstalten zur Gegenwehre, daß Hermannfried den austrasischen König Theoderich um seinen Beystand bath. Der vereinigten Macht unterlag Valderich. Nun verlangte Theoderich aber den Antheil an dem Lande desselben, welchen ihm Hermannfried versprochen hatte. Hermannfried wollte sein Wort nicht halten. Theoderich rückte daher (534), in Verbindung mit seinem Bruder Chlotar, über den thüringer Wald bis an die Unstruth. Seinem Uebergange über diesen gar nicht tiefen Fluß setzte Hermannfried die tapferste und standhafteste Gegenwehre entgegen. Aber die Unstruth wurde endlich so sehr mit Leichen angefüllt, daß sie die Franken zur Brücke brauchen konnten. Hermannfried rettete sich in seine Burg Scheidingen. Theoderich, dessen Krieger durch die blutigen Gefechte sehr vermindert worden waren, bath die um den Harz wohnenden Sachsen um Beystand, und es stellten sich von denselben

selben 9000 riesenmäßige, wohlgerüstete Leute ein. Theoderich, der das thüringische Land nicht gern mit den Sachsen theilen wollte, ließ sich in der Stille mit dem eingeschlossenen Hermannfried in Unterhandlungen ein; aber die Sachsen, die seinen Anschlag erfuhren, bestürmten die Burg sogleich mit solchem Nachdruck, daß sie nicht mehr widerstehen konnte. Theoderich mußte nun den braven Sachsen das zwischen der Unstruth und dem Harz liegende Thüringen überlassen; das übrige verwandelte sich in eine Provinz des fränkischen Reiches, die durch besondere Herzoge regiert wurde.

Hermannfried, der letzte König der Thüringer, folgte dem Theoderich nach Zülpich, wo er, von einem türkischen Franken von der Stadtmauer herabgestürzt, den Hals brach. Seine Gemahlin, die Urheberin dieses Unglücks, flüchtete nach Italien, und sein ältester Sohn suchte in Constantinopel seine Zuflucht; zwey jüngere Kinder wurden erdroffelt.

In Burgund herrschten gleichfalls Verwandtenhändel, die den Franken eine erwünschte Gelegenheit verschafften, auch diesen Staat unter ihre Herrschaft zu bringen. Gundobald, der Oheim der Chlotilde, hatte, um über die Burgunder ganz allein zu herrschen, seinen Bruder Godegisel, der zu Wienne residirte, überfallen, und hinrichten lassen. Er hinterließ das auf so ungerechte Art zusammengebrachte Reich seinem ältesten Sohne Siegmund, der mit einer ostgothischen Prinzessin den Prinzen Siegrig zeugte. Nach dem Tode derselben heyrathete er eine von ihren Hofdamen. Diese verrieth so viel Eitelkeit, daß der Prinz Siegrig sich nicht überwinden konnte, über seine Stiefmutter nicht zu spotten.

Das rachsüchtige Weib beredete nun den Siegmund, seinen Sohn im Schlafe ermorden zu lassen. Seinen Tod rächten die französischen Könige, von ihrer Mutter Chlotilde aufgemuntert. Siegmund, seine zweyte Gemahlin und ihre Kinder, wurden erwürgt, und in einen Brunnen geworfen. Siegmunds Bruder Godomar vertheidigte zwar
die

Freyheit der Burgunder noch 8 Jahre lang ;
das burgundische Reich fiel aber endlich doch
(534) den Franken zu, deren Eroberungs-
geiſte in Italien erſt die Ostgothen und
hernach die Longobarden, und in Spanien
die Westgothen, Gränzen setzten.

Zweytes Kapitel.

Theoderich stiftet das ostgothische Reich in Italien, welches, so wie das vandalische in Afrika, vom Justinian zerstört wird. Alboin gründet das longobardische Reich.

Die Ostgothen, die jetzt in Italien herrschten, wohnten vorher in Pannonien, wo sie sich, nach dem Untergange des hunnischen Reiches, niedergelassen hatten, und standen unter drey Königen oder Fürsten aus der edlen Familie der Annalen, die Brüder waren. Einer derselben, Theodemir, war der Vater des berühmten Theoderichs, unter welchem die Ostgothen nach Italien zogen. Seine

Seine Mutter Erelieva war des Theodemirs liebste Concubine. Es gab damahls noch andre Ostgothen in Thracien (Num: Ili) und also in der Nähe von Constantinopel. Diese hatten durch die Streifereyen, mit welchen sie die Besitzungen der Ost Römer heimsuchten, von dem Hofe zu Constantinopel ein jährliches Geschenk erzwungen. Ihr Beyspiel reizte die pannonischen Ostgothen, durch einen Einfall in Illyrien, sich gleichfalls ein Jahrgeld zu verschaffen. Man bewilligte ihnen 300 Pfund; als ein Unterpand des Friedens mußte Theodemir (462) seinen siebenjährigen Sohn Theoderich ausliefern. Dieser wohlgebildete und fähige Prinz wurde zu Constantinopel in allen Künsten und Fertigkeiten des Körpers so sorgfältig unterrichtet, daß seine mit einer fast riesenmäßigen Größe verbundene Gewandtheit allgemeine Bewunderung erregte. Wissenschaftliche Cultur war ihm aber so wenig zu Theil geworden, daß er nicht einmahl schreiben konnte; dennoch schätzte er die Wissenschaften und diejenigen, die ihnen ihren Fleiß widmeten. Auch hatte er in dem Umgange des Hofes die Bildung eines feinen Weltmannes sich

zugeeignet. Als er, achtzehn Jahre alt, zu seinem Volke zurückkehrte, ward er bald der Liebling desselben, und auf 6000 der tapfersten und unternehmendsten von seinen Landsleuten wählten ihn zu ihrem Anführer. An ihrer Spitze nahm er verschiedene Streifzüge vor; auch eroberte er Singidunum (Belgrad). Indessen war nicht nur sein Vater gestorben; sondern auch seine beyden Onkel lebten nicht mehr. Theoderich stellte also nunmehr den alleinigen König der pannonischen Ostgothen vor. Seine großen Eigenschaften, und sein Ansehen kamen dem Kaiser Zeno so bedenklich vor, daß er alle Mühe anwendete, die Freundschaft des jungen Königs sich zu erhalten. Er ernannte ihn zum Consul, und überhäufte ihn mit noch andern Ehrenbezeugungen und Geschenken. Dennoch konnte Theoderich dem unruhigen Geiste seines Volkes so wenig Einhalt thun, daß er bis Constantinopel streifen mußte. Der listige Zeno veredete ihn endlich, gegen seine Landsleute, die Ostgothen in Thracien, die Waffen zu ergreifen. Er befand sich in diesem Kriege in großer Lebensgefahr, und nur durch die klugen Vorstellungen

stellungen des Theoderichs, des Königs der thracischen Ostgothen, wurde er auf die Politik des Hofes zu Constantinopel, und auf ihr gemeinschaftliches Interesse, noch zu rechter Zeit aufmerksam gemacht. Da der alte Theoderich nicht lange hernach sein Leben endigte, so wählten auch die thracischen Ostgothen den Theoderich zu ihrem Könige. Die Macht desselben wurde dadurch so fürchtbar, daß sich Zeno entschließen mußte, das Jahrgeld bis auf 2000 Pfund Gold zu erhöhen, und 13000 Ostgothen in Sold zu nehmen.

Aber auch mit diesen Bedingungen waren die Edlen der Ostgothen noch nicht zufrieden. Nahe bey dem oströmischen Kaiserthume konnten sie sich nicht mit glücklichem Erfolge ausbreiten. Die große und feste Stadt Constantinopel, wo sich die Macht der oströmischen Kaiser zusammendrängte, konnte den Fortgang ihrer Unternehmungen sehr leicht hemmen. Nach dem westlichen Theile des römischen Kaiserthumes war hinzugezogen schon manches deutsche Volk gezogen. Da saßen auch die Brüder der Ostgothen,
die

die Westgothen. Der Hof zu Constantino-
pel sah es gar nicht ungern, wenn sich die
eben so unternehmenden als kriegerischen
Gothen entfernten, und mit Vergnügen
hörte Zeno Theoderichs Erklärung, daß er
hinziehen wolle, um Italien von der Herr-
schaft der Rügen zu befreien. In der Mitte
des Winters (489) begann der Zug von
einer halben Million Menschen, unter wel-
chen sich hundert und funfzig tausend stehbare
Männer befanden. Weiber, Kinder und
Greise folgten auf Wagen, an welche sich
die Heerden angeschlossen. Theoderich nahm
zuerst seine Richtung nach Epirus, um von
da über das adriatische Meer nach Italien
zu gehen; aber es fehlte ihm, diesen Plan
auszuführen, an Schiffen. Er zog sich also
nordwärts durch Illyrien und Pannonien,
durch verödete Gegenden, über die julischen
Alpen, zwischen Krain und Oberitalien. Auf
diesem Zuge gerieth er mit den Gepiden,
einem andern deutschen Völkerverstammte, der
in dem jetzigen Ungern, am Balaton; See
sich ausbreitete, in einen sehr gefährlichen
Kampf. Um einer unvermeidlichen Hungers-
noth zu entgehen, hat er sich von den
Gepiden

Gepiden nicht nur einen freien Durchzug, sondern auch Lebensmittel, aus. Anstatt einer günstigen Antwort erschien ein zahlreiches Heer der Gepiden, an dem Ufer des reißenden Flusses Ulka, welches durch übereinander steigende Mauern befestigt war. Dennoch wagten es die vom Hunger entkräfteten und muthlosen Gothen überzusetzen; aber mancher derselben stürzte von den Pfeilen und Schwerdtern der Gepiden durchbohrt in den Fluß. Jetzt munterte aber Theoderich seine Leute noch einmahl zur Tapferkeit auf; jetzt ließ er die Fahnen neben sich in die Höhe halten; jetzt trank er auf gutes Kriegsglück noch einen Becher aus, und dann flog er mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Seine Entschlossenheit wurde durch den glücklichsten Erfolg belohnt.

Odoacher erwartete die in Italien eindringenden Ostgothen, nicht weit von Aquileja, an den Ufern des Flusses Sonzo; aber die im Angriffe unwiderstehlichen Schaaren der Gothen drangen bis Verona vor. Im folgenden Jahre (490) zog Odoacher seine ganze

ganze Nacht an der Etsch in eine sehr feste Stellung zusammen. An einem Morgen wollte ihn Theoderich hier angreifen. Als der schmetternde Klang der Trompeten ihn auf das Schlachtfeld rief, als er seine Rüstung anlegte, erschien seine Mutter Erelieva, von seiner Schwester begleitet, vor ihm. Jene, die den Muth der deutschen Weiber in so hohem Grade besaß, daß sie einst ihre aus einer blutigen Schlacht fliehenden Landsleute durch ihre Vorwürfe wieder auf den Kampfplatz zurückgetrieben hatte; diese äusserte jetzt wegen des Schicksales ihres Sohnes so ängstliche Empfindungen, daß ihr Theoderich Muth zusprechen mußte. Das Bild seines Vaters, sagte er zu ihr, schwebte vor seinen Augen; dieser hätte den glücklichen Ausgang einer Schlacht allemahl durch seine Tapferkeit erzwingen; die Frauen sollten ihm nur das von ihren Händen gefertigte schöne Gewand bringen, weil er heute geschmückter, als zum Feste erscheinen müsse. — Theoderich siegte so entscheidend, daß Odoacher in dem festen Ravenna seine Zuflucht suchen mußte. Aber freylich stand der König der Ostgothen an der Spitze eines

eines

eines einzigen tapfern Volkes, das ihn außerordentlich schätzte und liebte, während daß sein Gegner eine von allerley Nationen zusammengesetzte Armee hatte, der er nicht recht trauen durfte, und von welcher wirklich ein großer Theil zu den Gothen übergieng. Indessen bewirkte die Verrätherey eines Oberbefehlshabers der übergegangenen Krieger des Odoachers, daß sich dieser noch einige Zeit behauptete, und daß Theoderich, um dessen Untergang zu vollenden, erst westgothische Hülfe aus Gallien erwarten mußte. Nun (II Aug.) erfolgte eine Schlacht an der Adda, die Ober- und Mittelitalien, bis auf Ravenna, die Herrschaft Theoderichs unterwarf. Selbst in Rom wurde der ostgothische König als ein Befreyer aufgenommen. Ravenna wurde erst nach dritthalb Jahren (493 Febr.) durch den Hunger zur Uebergabe genöthigt. Theoderich versprach dem Odoacher nicht nur persönliche Sicherheit, sondern auch einige Theilnahme an der Regierung Italiens. Ein solches Verhältniß konnte jedoch nicht lange bestehen. Odoacher wurde bald feindlicher Absichten gegen den Theoderich beschuldigt,

digt,

digt, und, während eines Gastmahles, vom ostgothischen Könige mit eigener Hand niedergestossen. Seine Familie, und seine vornehmsten Befehlshaber, durften ihren Vater, ihren Herrn, nicht lange überleben.

Die Ostgothen riefen nun ihren Theoderich zum Könige von Italien aus, und ob ihn gleich der Kaiser Anastasius, der Nachfolger des Zeno, nicht dafür erkennen wollte, so bestimmte er doch das Schicksal Italiens ganz eigenmächtig. Den dritten Theil aller Länder, den schon Odoachers Krieger besessen hatten, räumte er seinen Gothen ein. Diese Länder war durch das ganze Reich, und zwar nach Verhältniß der Familie, der Heerde, und der Würde des Mannes, vertheilt. Ausser der Länder erhielten die Krieger Theoderichs noch ein jährliches Geschenk an Geld, welches die unterjochten Bewohner Italiens natürlich aufbringen mußten. Diese behielten übrigens ihr Eigenthum ungekränkt, und lebten in Ruhe und Wohlstand. Theoderich beförderte auch die Wissenschaften, die Künste, und das Gewerbe. Derjenige aber, der seine Auf-

merk

merksamkeit auf diese Gegenstände am meisten hinzog, war sein vortrefflicher Minister Cassiodor, ein Italiener, der überhaupt an den guten Staatseinrichtungen des ostgothischen Königes den vornehmsten Antheil hatte.

Theoderichs Regierung wirkte aber nicht allein auf Italien, sondern auch auf andre Länder, welche deutsche Völker im Besitze hatten. Die Könige und Fürsten derselben waren theils seine Schwäger, theils seine Schwieger söhne. Seine Schwester Amalafriada war an den vandalsischen König Thrasamund vermählt. Deren Tochter Amalaberga hatte den thüringischen König Hermanfried zum Gemahl. Theoderich selbst war der Schwager Chlodewigs. Die engste Verbindung aber unterhielt er mit dem westgothischen König Alarich, seinem Schwieger söhne, dessen Söhne er gegen den mächtigen Chlodewig in Schutz nahm. Dieser würde ihnen alles bis an die Pyrenäen entrißen haben, wenn ein Heer, welches Theoderich nach Frankreich schickte, den Franken bey Arles nicht eine solche Niederlage beygebracht hätte, daß Chlodewig zum Frieden gezwungen gewesen

wesen wäre. Sein Ruhm verbreitete sich bis zu den entferntesten Völkern. Die Aesyer an der Ostsee, und die Gothen in Schweden, schickten ihm Geschenke von Bernstein und Pelzwerk, und bewarben sich um seine Freundschaft. Theoderich stand einem Nachkommen des Attila gegen den oströmischen Kaiser bey, und siegte über die Griechen an der Gränze von Dacien. Als eine griechische Flotte Calabrien und Apulien verheerte, verschaffte er sich so geschwinde eine furchtbare Menge von Küsten- Fahrzeugen, daß der Kaiser einen festen Frieden mit ihm eingehen mußte.

So spielte Theoderich die Rolle eines musterhaften Regenten vortrefflich, und er würde sie, wenn er sich nicht in Religionshandel gemischt hätte, auch glücklich ausgespielt haben. Seines arianischen Glaubens ungeachtet, ließ er die katholischen Bewohner Italiens in der Ausübung ihrer Rechte ganz ungekränkt. Um so mehr verlangte er, daß die Katholischen andre Glaubensgenossen auch mit Billigkeit behandeln möchten. Nun hatten, während seiner Abwesenheit, die katholischen

tholischen Christen zu Ravenna die vielen Juden, die sich daselbst befanden, den Ackerger, den ihnen der geschäftige Erwerbseifer derselben verursachte, auf eine unbarmherzige Art empfinden lassen; sie hatten ihnen ihre Waaren weggenommen, und ihre Synagoge zerstört. Theoderich fand das, was sie gethan hatten, so unbillig, daß er ihnen die Synagoge wieder aufzubauen befahl; daß er diejenigen, die sich der Befolgung seines Befehles zu entziehen suchten, mit Stockschlägen dazu anhalten ließ. Die Katholischen, die aus großem Eifer für ihre Religion, Theoderichs Sorgfalt für die Beobachtung der Menschenrechte verkannten, erklärten ihn nun für einen Ketzer. Theils im Gefühle des Unwillens, theils in der Absicht, die Katholischen durch das Vergeltungsrecht zu strafen, läßt Theoderich eine katholische Kirche zu Verona niederreißen. Als seine Stimmung gegen die Katholischen schon sehr gereizt ward, kamen von Constantinopel her nach scharfe Verordnungen, welche die Absicht hatten, die Arianer zu zwingen, in dem Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Theoderich, der nun

mit Recht befürchtete, daß diese Verordnungen seine Herrschaft über die katholischen Bewohner Italiens schwankend machen würden, ließ denselben ihre Waffen wegnehmen. Sodann schickte er den römischen Oberbischof Johann, dessen Wahl zwar von ihm bestätigt worden war, dessen geistliche Macht aber bereits eine sehr bedeutende Höhe erstiegen hatte, gerade nach Constantinopel, um wegen der fernern Duldung des arianischen Glaubens mit dem kaiserlichen Hofe zu unterhandeln. Der Oberbischof übernahm diesen Auftrag sehr ungern, und man durfte sich also von seiner Versorgung nicht viel versprechen. Aber es war dem Theoderich doch sehr unerwartet, daß der römische Oberbischof zu Constantinopel mit außerordentlicher Ehrfurcht empfangen, daß er nicht als sein Gesandter, sondern vielmehr als Repräsentant des Apostels Petrus, aufgenommen wurde. Unter solchen Umständen konnte der Johann unmöglich eine Entscheidung mitbringen, die seinem Interesse entgegen war. Die übergangenen Arianer, so lautete sie, sollten im Schoße der Kirche bleiben. Theoderich ließ sich von seinem Unwill:

Unwillen darüber so hinreißen; daß er allen katholischen Gottesdienst in seinem Reiche verboth, daß er den Oberbischof einsperren ließ. Die Verhaftnehmung überlebte Johann nur wenig Tage, und, zu Theoderichs großem Aerger, bewiesen die katholischen Christen dem gestorbenen Oberbischofe die größte Ehrfurcht.

Theoderich war gegen die katholischen Bewohner Italiens nun einmahl mit Argwohn erfüllt. Niemand aber reizte diesen Argwohn lebhafter, als die Mitglieder des römischen Senats, der seiner politischen Ohnmacht ungeachtet, die ehemalige Herrschaft über die Welt noch immer nicht vergessen konnte, und der auf die Wiederherstellung derselben noch immer mit einiger Zuversicht rechnete. Unter die vornehmsten Männer im Senate aber gehörte Symmachus, und dessen Sohn Boethius, der zu Athen seine ausgezeichneten Fähigkeiten, durch die Lehren des Plato und des Aristoteles, auf das feinste ausgebildet, der durch seine vortrefflichen Eigenschaften sich Theoderichs ganze Hochachtung, und ganzes Zutrauen erworben

erworben hatte. Theoderich hatte nicht nur den Vater, sondern auch dessen beyde Söhne mit der Consulwürde geziert. Theoderich und Boethius standen in dem freundschaftlichsten Verhältnisse. Wie wenig konnte also Boethius das traurige Schicksal ahnen, das ihm sein Gönner zu Theil werden ließ! Einer von den Senatoren, Namens Albinus, war wegen einer Aeußerung, die sein Verlangen nach der Wiederherstellung der Freyheit verrieth, bey dem Theoderich angeklagt worden. Boethius entschuldigte ihn durch das Geständniß, daß in Ansehung dieses Wunsches alle Mitglieder des Senates mit ihm übereinstimmten. Da er nun, gleich den Albinus, von einigen vornehmen Männern, deren Ruf übrigens nicht unbescholten war, wegen eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Hofe zu Constantinopel, angeklagt wurde: da man diese Anklage durch falsche Briefe und Siegel zu bekräftigen wußte; da ließ ihn Theoderich, alle Hochachtung und Freundschaft vergessend, zu Pavia in einen Thurm sperren, da wurde er, unter schrecklichen Martern, die Theoderich jedoch nicht befohlen haben soll, hingerichtet.

Auch

Auch sein Schwiegervater, Symmachus, ein ehrwürdiger Greis, starb als ein Verbrecher. Doch bald fühlte Theoderich, in dessen Herz sich so viel Menschenliebe regte, das Grausame seines Betragens. Das Bild seiner Freunde schwebte seiner zerrütteten Phantasie sehr lebhaft vor. Es marterte ihn mit den schrecklichsten Empfindungen. Der Kopf eines großen Fisches mit aufgesperremt Ma-chen, den er auf einer Abendtafel sah, schien ihm das Haupt des alten Symmachus, der die Zähne in die Unterlippe drückte, zu seyn. Zitternd an allen Gliedern, sprang er von der Tafel auf, stürzte sich in seine Kammer, und verbarg sich unter einer schweren Last von Betten. Seinem Arzte erzählte er mit Thränen, wie grausam er gegen den Symmachus und Boethius verfahren war. Wenig Tage darauf starb er (526). Dies war das Ende des wahrhaft großen Theoderichs, der so herrliche Eigenschaften des Geistes und des Körpers vereinigte: der mit einer besondern Achtung für Tugend und Rechtschaffenheit, und mit einer nachdrücksvollen Besonnenheit im Reden, und mit deutscher Sitteneinfalt, einen ansehnlich

Galletti Weltg. 5r Th. B b und

und wohlgebildeten Körper, den eine schneeweisse Haut, und blühende Gesichtsfarbe, den muntere, aber auch zuweilen schreckliche Blicke auszeichneten, in die schönste Verbindung brachte. Von allen Criftern deutscher Staaten kam keiner ihm völlig gleich.

Die Monarchie, die Theoderich zusammengebracht hatte, begriff, ausser Italien und Sicilien, einen großen Theil der Provence, ingleichen den südlichsten Theil von Deutschland (Rhätien, Bindelicien, Noricum, Krain) so wie Dalmatien, Slavonien, Ungern, Siebenbürgen. Sie war also größer, als der jetzige östreichische Staat. Für dieses ansehnliche Reich hatte nun Theoderich keinen männlichen Erben, sondern lauter Töchter, und zwey Enkel. Den ältesten untern den letztern, der Athalarich hieß, wählten die ostgothischen Edlen zu ihrem Könige. Seine Mutter Amalasuntha, die eben so viel Verstand als Schönheit besaß, übernahm die vormundschaftliche Regierung, die sich nach den weisen Grundsätzen ihres Vaters führte. Dennoch benutzten die auf sie eifersüchtigen Großen eine jugend-

jugendliche Züchtigung, die sie über ihren Sohn beschlossen hatte, zum Vorwande, ihr die Erziehung desselben aus den Händen zu winden, und Athalarichs Bildung wurde nun sehr vernachlässigt. Doch Amalasintha, die einige von ihren vornehmsten Feinden unter den Großen heimlich ermorden ließ, riß die Regierung bald wieder an sich, und behauptete sie auch nach dem Tode ihres Sohnes, der sich schon (534) nach acht Jahren ereignete. Um mit mehr Sicherheit herrschen zu können, nahm sie den Theodohat, den Sohn ihrer Vaterschwester Amalafida, zum Gemahl. Dieser mußte im Ehevertrage versprechen, daß er auf weiter nichts, als den königlichen Titel, Anspruch machen wollte. Allein Theodohat, ein feiner Weltmann, der den Plato studirte, verstellte sich nur so lange, bis er eine günstige Gelegenheit hatte, die Amalasintha in Verwahrung bringen zu lassen. Doch Theodohat genoß das Glück, die ostgothische Monarchie zu besitzen, auch nicht lange.

Das ostgothische Reich hatte ostwärts das griechische Kaiserthum zum Nachbar.

B 2

Sobald

Sobald also ein Besitzer desselben die Macht des großen Staates, der sich vom Mittelmeere bis zum Euphrat erstreckte, gehörig zu schätzen und zu brauchen wußte, so befand sich die Monarchie der Ostgothen in großer Gefahr. Diese Gefahr brach jetzt herein. Der Kaiser Zeno, unter dem Theoderich nach Italien zog, hatte (491) den Anastasius zum Nachfolger, der den Wohlstand des oströmischen Staates wieder herstellte, und einen Schatz von mehr als 80 Millionen Thalern sammelte. Nach dessen Tode (518) bestieg der alte Sardegenerale Justin, ein ehemaliger Bäuerbursche aus Bulgarien, den schon Zeno, seiner außerordentlichen Größe wegen, unter die Soldaten der Leibwache aufgenommen hatte, den Kaiserthron. Diejenigen, die ihn dabei vorzüglich unterstützten, waren der Oberhofmeister Amantius, und der Oberste der ostgothischen Brigade, Vitalianus. Justin hieß seinen Neffen Uprauda, aus Bulgarien kommen, und erklärte ihn für seinen Sohn. Dieser hieß, seitdem Justinian, und als Justin (727) sein Leben endigte, folgte ihm der Neffe in der Regierung.

Justin

Justinian glaubte seinen Eifer für die katholische Kirche nicht nachdrücklicher beweisen zu können, als wenn er die Staaten der arianischen Deutschen in Occidente zerstörte. Zuerst griff er das vandalische Reich in Afrika an, weil die durch Klima und Lebensart, und durch einen langanhaltenden Frieden weichlich und üppig gewordenen Vandalen, keinen sehr entschlossenen Widerstand befürchten ließen. Geiserich, der Stifter des Staates, der die Rechte seiner Unterthanen durch Gesetze bestimmt, und die Sicherheit derselben nicht allein durch ein stehendes Heer, sondern auch durch Bündnisse, befestigt hatte, hinterließ die Regierung über dieselben seinem ältesten Sohne Hunerich, der sich durch seine unbarmherzige Verfolgung der Katholischen verhaßt machte. Nach zwey ältern Prinzen kam endlich (524) Hilderich, Hunerichs Sohn, zur Regierung, der durch seine Duldsamkeit die Arianer kränkte, und die Katholischen doch nicht ganz befriedigte. Um so eher gelang es seinem Vetter Gelimer, ihn vom Throne zu stürzen. Seines Freundes Hilderich nahm sich nun Justinian mit Vergnügen an, weil er

er

er dadurch zum Angriffe des vandalischen Reichs einen sehr schicklichen Vorwand bekam. Ein katholischer Bischof verkündigte ihm in Gottes Nahmen den glücklichen Ausgang des Krieges. Diesen begünstigte eine Empörung der Freunde und Anhänger Hilberichs, dessen harte Behandlung ihre Theilnahme noch reger machte.

Belisarius, ein Dacier, der sich im Kriege gegen die Perser schon sehr hervorgethan hatte, wurde vom Justinian zum Oberbefehlshaber über die Land- und Seemacht bestellt, welche das vandalische Reich erobern sollte. Der Landsoldaten waren aber nicht mehr als 5000 zu Pferde, und 10000 zu Fuß. Diese sollten eine fünf Millionen starke Nation, unter welcher sich 150000 Krieger befanden, bezwingen. Allein diese Nation war durch Sectenhaß veruneinigt; auch hatte die Weichlichkeit ihren Muth gelähmt. Gelimer hatte den besten Theil seines Heeres, unter seinem Bruder, nach Sardinien geschickt, um diese ihm untreu gewordene Insel wieder zu erobern. Belisarius landete daher (533 Sept.) ohne großen Widerstand

zu

zu finden, nicht weit von Karthago. Gelimer flüchtete nach den numidischen Eindenden, nachdem er den Hilderich, und verschiedene Große, vorher hatte hinrichten lassen. Karthago, die einzige haltbare Festung, öffnete schon nach einigen Tagen die Thore. Gelimer machte einen vergeblichen Versuch, das Reich wieder zu erobern. Darauf suchte er mit seinen Vertrauten, und seinen Schätzen, bey den Westgothen in Spanien seine Zuflucht; aber man wollte ihn nicht aufnehmen. Jetzt gerieth er in ein solches Gedränge, daß ihm nichts übrig blieb, als sich dem Velsarius in die Hände zu liefern. Dieß geschah in einer Vorstadt von Karthago. Hierauf zierte Gelimer Velsars Triumph, und er brachte den Ueberrest seines Lebens in Kleinasien, in aller Bequemlichkeit eines Privatmannes, hin. Aus den angesehensten Vandalen bildete man fünf Schaaren Reiter; die übrigen verlohren sich unter den Bewohnern von Afrika. Das ehemahls so angebaute, und im Wohlstande sich befindende Gebieth der Vandalen wurde, theils durch diesen, theils durch einen folgenden Krieg mit den Mauren, so schrecklich verwüestet, daß man einen ganzen Tag

Tag

Tag reifen konnte, ohne einen Menschen anzutreffen.

Zum vandalischen Reiche, welches Justinian jetzt zerstört hatte, gehörte auch die Stadt und der Bezirk von Lilibaëum in Sicilien, welche Theoderich seiner Schwester Amalafreda, die an den König Thrasamund verheyrathet worden war, abgetreten hatte. Auf diese Stadt, und diesen Bezirk, machte Justinian nun gleichfalls Anspruch, und als der damalige ostgothische König Theodohat zur Befriedigung dieses Anspruches sich nicht verstehen wollte, wurden die Ostgothen sowohl in Dalmatien, als in Sicilien, von den Griechen unter Belisars Anführung angegriffen. Belisar führte nicht mehr als 8000 Mann nach Sicilien; gegen ein Volk, das wenigstens noch 200000 Krieger aufbringen konnte. Aber dieses Volk war durch den langen Aufenthalt in Italien schon weicher und unkriegerischer geworden; auch stimmte es mit dem Theodohat nicht ganz überein; und sodann bewies dieser wenig Muth und Entschlossenheit. In der ersten Bestürzung trat er gleich ganz Sicilien an
den

den Kaiser ab; ja er unterhandelte bereits wegen der Abtretung des ganzen Reichs, als ein Sieg, den die Ostgothen über die in Dalmatien eindringenden Oströmer erfochten, seinen Muth so sehr wieder emporhob, daß er die Unterhandlungen mit dem Belisarius abbrach. Belisarius gieng hierauf (536) von Sicilien nach Italien. Ebermar, des Theodohats Schwiegersohn, der Unteritalien vertheidigen sollte, ward zum Verräther, und Belisarius rückte nun ohne Widerstand bis Neapel vor. Diese Stadt wehrte sich zwar standhaft; endlich drangen aber die Griechen durch eine Wasserleitung hinein, und die Einwohner wurden von ihnen sehr unbarmerzig behandelt.

Der träge Theodohat saß indessen ruhig in Rom. Die Nachlässigkeit, die er in der Vertheidigung seines Volkes bewies, reizte den Unwillen der ostgothischen Edlen so mächtig, daß sie ihn der Regierung für unfähig erklärten, und den General Vitiges an seine Stelle zum Könige wählten. Theodohat wurde auf der Flucht von einem beleidigten Gothen auf offener Landstraße getödtet. Die

Versamm:

Versammlung der ostgothischen Großen faßte
 hierauf den Schluß, sich, um ihre Kräfte
 fester an einander anzuschließen, nach Ober-
 italien zurückzuziehen, und Rom mit nicht
 mehr als 4000 Mann besetzt zu lassen. In
 dieser ehemaligen Hauptstadt der Welt regte
 sich aber Religionshaß, und alter Römers-
 stolz jetzt lebhafter, als jemahls. Die Geist-
 lichkeit, der Senat und die Bürgerschaft
 bathen den Veltfar, in ihre Stadt einzuz-
 ziehen. Während daß er nun (Dec.) zu
 einem Thore einrückte, zogen die Gothen
 zum andern hinaus.

Bey der Fortsetzung dieses Krieges konnte
 es den beyden Partheyen nicht gleichgültig
 seyn, zu welcher von ihnen die fränkischen
 Könige sich schlugen. Justinian schloß daher
 mit dem ostfränkischen Könige Theodebert
 eine Verbindung. Allein Vitiges that eben
 demselben so vortheilhafte Anträge, daß er
 sich wieder anders besann. Vitiges trat
 (537) den Franken alle ostgothischen Be-
 sitzungen in Frankreich, ingleichen Rhätien
 und Noricum ab, und erwarb sich dadurch
 ein Recht auf Theoberts Beystand. Auch
 ließ

ließ dieser, wiewohl ziemlich spät (538) den Ostgothen 10000 Burgunder zu Hülfe ziehen. Indessen hatte Vitiges selbst eine Armee von 150,000 Mann zusammengebracht, mit welcher er (573 März) gegen Rom anrückte. Belisar, dessen Leute kaum zur Besetzung der Thore hinreichten, vertheidigte die Stadt eben so klug, als tapfer. Ein Theil der Bürgerschaft wurde bewaffnet, und Hunde mußten die fehlenden Wachen ersetzen. Belisars auf höhere Kriegswissenschaft gegründete Anstalten waren so wirksam, daß die Gothen in einem Hauptsturme auf 30000 Mann, nebst ihren Belagerungsthürmen und Maschienen, einbüßten. Aber der Mangel an Lebensbedürfnissen wurde in der großen Stadt immer drückender. Besonders fühlte man den Verlust der Wassermühlen, Doch Belisars Sorgfalt ersetzte sie durch Schiffmühlen; auch wirthschaftete er mit dem vorhandenen Vorrathe sehr genau, und er entfernte alle Leute, die, ausser dem Verzehren, weiter nichts thaten. Alle seine Klugheit aber wäre durch einen verrätherischen Plan beynähe vereitelt worden. Man wollte die Gothen heimlich in die Stadt ein;

ein;

einlassen. Verschiedene Senatoren hatten an diesem Plane Antheil, und der Pabst Silverius kam so sehr in Verdacht, daß ihn Belisar absetzte, und an seine Stelle den Vigilius, der ihn gut dafür bezahlte, auf den päpstlichen Stuhl erhob. Während schlauer Unterhandlungen, die er mit dem Wittiges anknüpfte, gelang es ihm, eine Verstärkung von Mannschaft, die ihm Justinian schickte, in die Stadt zu ziehen. Durch Mangel an Lebensmitteln, durch einen Angriff, mit welchem Rimini und Ravenna von den Griechen bedroht wurden, und durch einen Aufstand in Ligurien, den der katholische Bischof zu Mayland veranlaßte, wurde Wittiges endlich gezwungen, die Belagerung Roms, nachdem sie ein Jahr gedauert hatte (538 März) wieder aufzugeben. Die erbitterten Ostgothen schlachteten nun zu Mayland, und in der umliegenden Gegend, viele tausend Menschen, und zerstörten die Stadt. Doch Wittiges, dessen Heer vor Rom sehr geschmolzen war, kam in solches Gedränge, daß er seine Zuflucht in Ravenna suchen mußte.

Belisar

Belisar hatte jetzt die Vernichtung des ostgothischen Reiches in seiner Gewalt; aber Franken und Hoffränke hinderten ihn an der Vollendung derselben. Der fränkische Theodebert, der nun selbst mit einem Heere nach Italien gekommen war, wollte keinem von beyden Theilen helfen, sondern Italien für sich erobern. Daher fiel er (539) bey Ravia sowohl über die Gothen als Griechen her. Aber der größte Theil seiner Krieger konnte das Klima und die Kost Italiens nicht aushalten; er mußte sich daher wieder nach Frankreich zurückziehen. Indessen war doch Belisarius durch die Franken in seinen Unternehmungen gegen die Ostgothen gehemmt worden. Eben belagerte er das wegen seiner morastigen Lage am adriatischen Meer unüberwindliche Ravenna, als er von seinem Hofe, der sich vor einem Kriege mit den Franken und Persern, und dem Ausgange einer Empörung in Afrika, fürchtete, den Befehl erhielt, die gothischen Schätze mit dem Wichtiges zu theilen, und demselben Italien auf der linken Seite des Po's einzuräumen. Belisar fand diesen Befehl, den Umständen, in welchen sich der ostgothische

Staat

Staat befand, so wenig angemessen, daß er ihm nicht gehorchen wollte. Die Edlen der Ostgothen, die über seine Standhaftigkeit erschrocken, boten ihm Ravenna, und ihre Regierung, an. Belisar, der sich dabey mit schlauer Zweydeutigkeit benahm, hatte nun die Freude, daß ihm die wichtige Festung Ravenna wirklich eingeräumt wurde. Wie erstaunten aber nicht die Griechen über die Menge der großen, stark gebauten Gothen, die sich ihnen unterwarfen, und wie ärgerten sich die Weiber dieser Gothen, als sie die kleinen unansehnlichen Ostromer sahen, gegen welche ihre Männer so wenig Muth und Entschlossenheit bewiesen hatten! Hierzu kam das Mißvergnügen, daß Belisar, einem neuen Befehle des Kaisers zufolge, Italien verließ, und die Schätze des Vitiges mitnahm. Viele tausend Ostgothen gingen damahls in kaiserlichen Sold, und die Macht ihrer Nation wurde dadurch noch mehr geschwächt. Es blieb ihr weiter nichts, als der Bezirk von Verona, übrig.

Dennoch ermannten sich (540) zu Pavia tausend Gothen, die dem Belisar nicht geschwo-

schworen hatten, und wählten, als Uraia, eine Nefte des Vitiges, die Regierung nicht übernehmen wollte, auf dessen Vorschlag, einen ihrer Edlen, den Hildebrand zum Könige. Da nun die griechische Herrschaft, der drückenden Abgaben wegen, den Italienern bald verhaßt wurde, so schmeichelten sich die Ostgothen noch mit der Hoffnung, sich in der schönen Halbinsel zu behaupten, als durch traurige Handel unter ihren Großen diese reizende Hoffnung wieder verdunkelt wurde. Hildebrand nahm an einer Zänkerey, in welche seine Gemahlin mit Uraia's Gattin gerathen war, einen so lebhaften Antheil, daß er seinen Wohlthäter auf eine hinterlistige Art ermordete. Bald darauf traf ihn selbst aber eben das Schicksal. Ein Soldat seiner Leibwache hieb ihn (541) an der Tafel nieder, und man schreibt diesen Tod der Eifersucht seiner Gemahlin zu.

Die Ostgothen, die jetzt bis auf wenige tausend Krieger zusammengeschmolzen waren, setzten unter ihren neuen Könige Totilas, den Krieg gegen die Ostfränkern dennoch so muthig fort, daß ihre Herrschaft über Ita-

lien

ten sich ganz wieder zu heben schien. Totilas schlug, mit seinem kleinen Heere, eine mehr als noch einmahl so große Armee der Oströmer, eroberte eben sowohl durch seine Klugheit, als durch seinen Muth, Venedig, Neapel, und selbst Rom, dessen Mauern er zerstörte, und unterhielt eine nicht unbedeutende Flotte. Kein General des oströmischen Kaisers konnte ihm Widerstand thun. Belisar mußte nun zum zweytenmahl auf dem Kriegsschauplätze in Italien erscheinen. Aber von dem Hofe schlecht unterstützt, von der Kaiserin selbst geplündert und gemißhandelt, und in Ansehung der Unterhaltung der Armee blos auf die Beute verwiesen, konnte er das vom Totilas bedrängte Rom (546) nicht entsetzen. Diesem wurde vielmehr durch einen Theil der Besatzung der Weg in die Stadt geöffnet, und der ostgothische Sieger behandelte die Einwohner derselben noch großmüthig genug; doch beraubte er die Stadt aller Mittel, sich zu vertheidigen. Auch zogen so viele Leute hinweg, daß die Stadt fast öde stand. Belisar, der Roms trauriges Schicksal nicht hindern konnte, wurde (549) von seinem Hofe

Hofe abermahls abgerufen, und er starb erst 16 Jahre hernach, unter der Herrschaft seiner Frau Antonia, aber weder geblendet, noch als Bettler. Er war vielmehr so reich, daß er allein 7000 Mann Haustruppen halten konnte.

Nun erschien endlich derjenige, der die Ehre hatte, das ostgothische Reich in Italien völlig zu vernichten; Marses, ein kleiner, schwärzlicher Mann, in welchem ein großer Geist und ein gefühlvolles Herz seinen Sitz hatte, gieng von der unmannhaften Damenaufwartung im Serail plötzlich zur Oberbefehlshaberstelle über. Da der Hof sich für ihn besonders interessirte, so wurde zu seiner Ausrüstung kein Geld gespart. Er brachte ein 30000 Mann starkes mit allen Bedürfnissen wohlversehenes Heer mit, welches meistens aus Herulern, Longobarden und Hunnen zusammengesetzt war. Als er zu Lande in Oberitalien eindringen wollte (552) fand er die Etsch, ingleichen Venetien, von den Franken besetzt, die sich, während der Verlegenheit der Gothen, bis an den Po ausgebreitet hatten. Marses zog

Galletti Weltg. 5r Th. Ec sich

sich nur, von seiner Flotte unterstützt, an der See Küste hin, bis nach Ravenna, und Totilas wurde, seiner vorsichtigen Maßregeln ungeachtet, im apenninischen Gebirge von ihm überrascht. Marses both dem Totilas Gnade an; aber der edle Ostgothe wollte entweder siegen oder sterben. Eine Schlacht bey Vasta in Toscana (552 Jul.) entschied. Totilas und sechs tausend andre Gothen fielen. Der kleine Ueberrest der braven Deutschen wählte den Tejas zum Könige, setzte, im Besitze einiger festen Plätze, den Krieg mit verzweiflungsvoller Enschlossenheit fort, und verwandelte, um sich in Rom zu behaupten, das berühmte Grabmahl Hadrians in eine Festung. Aber die Hauptstadt der Welt wurde jetzt zum fünftenmahl in diesem Kriege erobert. Tejas fiel endlich (553) in einem hitzigen Treffen, als er seinen von zwölf Wurfspeeren durchbohrten Schild gegen einen andern vertauschen wollte. Seine Gothen nahmen des Marses Erlaubniß an, mit ihren Habseligkeiten Italien verlassen zu dürfen, und nur tausend von ihnen blieben als römische Soldner zurück. So endigte sich das ostgothische Reich in Italien, nach dem

Brücken, Mauern und Wasserleitungen manche neue Pferde, und neue Bequemlichkeit, verschafft; zwar hat er sich um die juristische Welt durch das bekannte große Gesetzbuch (Corpus Iuris) verdient gemacht; aber seine eignen Gesetze waren oft willkürlich und widersprechend; seine ganze Regierung nicht selten eigenmächtig und partheyisch; sein Verfahren verschwenderisch und raubfüchtig; auch nahm er an den Händeln der Theologen einen viel zu lebhaften Antheil. Auf seinen Regierungscharakter hatte aber seine Gemahlin Theodora, die sich vom niedrigen Stande bis zur Gemahlin eines Kaisers, bis zur Mitregentin, emporgeschwungen hatte, einen sehr merklichen Einfluß. Ihr Vater Acacius, von der Insel Cypren, hatte zur Zeit des Kaisers Anastasius die Aufsicht über die Hesthiere. Er hinterließ eine junge Wittve mit drey unerzogenen Töchtern, die, als sie erwachsen waren, theils durch Dürftigkeit, theils durch ihren Hang zum sinnlichen Vergnügen bewogen, die Ketze, die ihnen die Natur verliehen hatte, denen opferten, die sie dafür gut bezahlten. Theodora, die jüngste unter ihnen,

ihnen, war bey ihrer ältern Schwester in der Schule. Hier hatte sie keine Gelegenheit, ihre schöne Gestalt durch die Künste eines feinen griechischen Wollustmädchens, durch Tanz, Gesang und Flötenblasen, zu veredeln; sie lernte nichts als die niedrigpantomimische Geschicklichkeit, ihre Gesichtszüge zu verzerren, und allerley possirliche Stellungen anzunehmen. Diese Talente zeigte sich nun auf dem Theater, wo sie das Lachen und Klatschen des Publicums von dem Beyfalle desselben hinlänglich überzeugte. Dabey blieb aber ihr schlanker und feiner Wuchs, ihr herrliches Augenpaar, und die reizende Gewandtheit ihres Körpers, den Verehrern weiblicher Schönheit nicht unmerklich, und Theodora bewies sich in der Erzeugung ihrer Günst nicht weniger, als spröde. Ja, die Gränzen, welche die Natur der Befriedigung wollüstiger Empfindungen gesetzt hat, waren nicht selten am Ausbruche ihrer Klagen Ursache. Endlich wählte sie ein vornehmer Mann, der Statthalter über Cyrene war, zu seiner Maitresse; bald war er ihres Genusses aber so überdrüssig, daß er sie fortjagte. Nun zog
Theodora

Theodora als eine überall bewunderte Theaterprinzessin in Kleinasien umher. Sie wurde zu ihrem großen Verdrusse Mutter. Endlich kehrte sie nach Constantinopel zurück. Hier waren ihre Reize schon zu sehr bekannt, als daß sie durch dieselben hätte ihr Glück machen können. Sie schlug daher einen andern Weg ein. Sie nahm die Maske der in Constantinopel herrschenden Scheinfrömmigkeit vor. In einem kleinen Hause Wolle spinnend, lebte sie in keuscher Einsamkeit. So gelang es ihr, die Aufmerksamkeit des bigotten Kronprinzen Justinians auf sich zu ziehen. Mit weiblicher Schlaueit ließ sie ihn so lange schmachten, bis er ihr seine Hand anbot. Justinians tugendhafte und rechtschaffene Tante, und seine Mutter, eine Vetschwester, suchten eine Heyrath mit einer Person von so niedriger Herkunft, und so leichtsinnigem Charakter, aus allen Kräften zu verhindern. Aber sie starben. Nun war noch ein Gesetz für Justinians Wünsche sehr ungünstig. Kein Mann vom Senatorstande durfte eine Weibsperson von niedriger Herkunft, oder unehelicher Lebensart, heyrathen. Die Schau-

spieler'

spielerkunst aber war damahls unehelich.
 Jenes Gesetz wurde jedoch nun aufgehoben,
 und der Patriarch von Constantinopel, der
 den Justinian mit dem Purpur zierte, setzte
 auch der Theodora das Diadem auf. Mit
 der Ehre und den Rechten einer Kaiserger-
 mahlin noch nicht zufrieden, ließ sie sich
 von dem schwachen Justinian zur Mitregent-
 in erklären. Sie hielt es für rathsam, den
 Augen des großen Publikums, vor welchen
 sie eine so bekannte schändliche Rolle gespielt
 hatte, sich öfters zu entziehen, und ihre
 meiste Zeit auf den herrlichen kaiserlichen
 Lustschlössern hinzubringen; aber ihr uner-
 träglicher Stolz, ihre unersättliche Habsucht,
 ihr unbarmherziger Eifer für die katholische
 Kirche, verleitete den Justinian zu mancher
 ungerechten und unbilligen Handlung, verleitete
 ihn auch zu der leidenschaftlichen Theil-
 nahme an den Händeln der blauen und grün-
 nen Parthey.

Thierhezen, Wettrennen und Gaukel-
 spiele machten die Glückseligkeit der damah-
 ligen Bewohner von Constantinopel aus.
 Die Wettrenner theilten sich in vier Bänden
 oder

oder Partheyen, die, von ihrer Uniform, die weiße, rothe, blaue und grüne genennt wurden. Man stritt über den Grund dieser Uniformenfarben eben so eifrig, als über die Geheimnisse der Religion. Bald suchten die Anhänger dieser Partheyen politische und andre Absichten zu erreichen. Sie wollten auf diesem Wege ihre Religionsgrundsätze geltend machen. So eiferte die blaue Bande für den katholischen Glauben, während daß die grüne, in manchen Punkten von demselben abgieng. Die blaue Parthey genoss den Schutz des Kaisers Justinian und der Theodora. Sie suchte daher die grüne auf eine sehr gewaltthätige Art zu unterdrücken. Daraus entstanden blutige Händel, und unarmherzige Verfolgungen. Die ganze Stadt Constantinopel gerieth (532) darüber in Verwirrung. Justinian war in Gefahr, abgesetzt zu werden. Doch plötzlich wurden 30000 Grüne, die sich in der Rennbahn zusammengedrängt hatten, ohne Gnade niedergehauen. Unter ihnen befanden sich viele Männer von großem Ansehn. Dennoch fiengen diese termenden Auftritte bald wieder an, und sie dauerten selbst nach Justinians Tode

Tode

Tode (565) noch fort. Da man nun wäh-
rend dieser Zänkeren das Kriegswesen im-
mer mehr in Verfall gerathen ließ, so war
es ganz natürlich, daß die oströmische Herr-
schaft über Italien sich nicht lange behaupt-
ete, und daß nicht lange nach dem Tode
des Justinians (568) die Longobarden in
der schönen Halbinsel sich festsetzten.

Die deutschen Longobarden, die von ih-
ren ursprünglichen Wohnsitzen an der Nie-
derelbe, sich abmählig südostwärts nach der
Donau gezogen hatten, irrten lange Zeit
in den Wüsteneyen und Wäldern zwischen
der Donau, der Weichsel und der Elbe,
umher. Als das Reich der Nijgen, zwis-
schen Gran und Linz, vom Odoacher erobert
worden war, rückten sie in diese ihrer Einz-
wohner beraubte Gegend. Von da drangen
sie in das östreichische Marchfeld ein, wo
sie den Herulern zinsbar wurden. Endlich
erlaubte Justinian denen Longobarden, die
sich zur katholischen Religion gewendet hat-
ten, in Pannonien sich niederzulassen, und
hier thaten sie theils gegen die Ostgothen,
theils gegen die Gepiden, sehr gute Dienste.
Ihre

Ihre Wildheit war aber noch so unbezähmbar, daß Narses einen Haufen derselben, den er nach Italien geführt hatte, wieder zurückschicken mußte. Eben damahls aber waren die Longobarden mit dem herrlichen Lande so bekannt geworden, daß sie ein lebhaftes Verlangen fühlten, ihre bisherigen Wohnsitze gegen dasselbe zu vertauschen. Ihren Wunsch erfüllte ihr König Alboin.

Ehe Alboin nach Italien zog, vollendete er erst den Untergang des gepidischen Reiches. Kunemund, der letzte König desselben, war der Vater der schönen Rosemunde. Alboin warb um ihre Hand vergebens, weil sie Kunemund demjenigen nicht gönnte, von dem er einst beleidigt worden war. Hieraus entstand ein Krieg. Alboin verband sich mit den Awaren, einem mongolischen Völkerstamme, der seit kurzer Zeit (seit 550) nach Europa gewandert war, und sich an der Donau niedergelassen hatte. Diese Awaren und die Longobarden fielen die Gepiden zugleich von zwey Seiten an. Kunemund, der den Longobarden zuerst entgegen zog, ward ein Opfer seiner Tapferkeit, und seine in
Silber

Silber eingefasste Hirnschale diente, nach alter deutscher Sitte, dem Sieger Alboin, dessen Gemahlin nun die Rosemunde war, zum Trinkgeschirre. In das Land der Gepiden theilten sich die Longobarden und Avarren. Alboin, der Ueberwinder der Gepiden, war mit der ostgothischen Königsfamilie verwandt. Er hatte das herrliche Italien mehr als einmahl gesehen. Um so leichter ward es dem Marses, ihn zur Eroberung desselben zu ermuntern. Marses hatte nach Justinians Tode sein Ansehen verlohren. Justin II, Justinians Nachfolger, ließ sich von seiner Gemahlin Sophie so beherrschen, daß sich dieselbe die Gewalt anmaßen durfte, den Marses, dem seine Feinde Bedrückungen Schuld gaben, abzurufen. Er möchte, schrieb sie ihm, die Kriegs- und Staatsangelegenheiten Männern überlassen, und zur Damenaufwartung in das Serail zurückkehren. Dem Schreiben war ein Spinrocken beysgefügt. „Ich will ihr einen Spinrocken zurichten“ antwortete Marses „den sie nie aufspinnen soll!“ Zur Erfüllung seiner Drohung, lockte er den Alboin nach Italien. Diesem zogen von allen Seiten tapfere Leute

zu Hülfe, und unter andern 20000 Sachsen, ehemalige Nachbarn der Longobarden. Vergebens bereute nun Narses, was er aus Nachsicht gethan hatte; der Verdruß darüber tödtete ihn (567) und sein Tod machte die Verwirrung in Italien noch größer.

Alboin gieng (568) sammt seinem ganzen Volke, mit Weibern, Kindern, Vieh und andern beweglichen Habseligkeiten, nach Italien. Er rückte aus Istrien und Krain an. Seine Longobarden behandelten Italien schlimmer, als die Ostgothen. In vier Jahren (bis 572) hatten sie ganz Oberitalien erobert, und Pavia, welches sich drey Jahre wehrte, wurde die Hauptstadt des longobardischen Reichs. Das Exarchat, oder die Provinz des oströmischen Kaisers in Mittelitalien, wurde auf Bologna, Romagna, Urbino, la Marca, und das Gebieth von Rom, eingeschränkt. In Unteritalien breiteten sich die Longobarden auch bald aus. Jede Hauptstadt einer Provinz, die sie eroberten, bekam ihren eignen Herzog, oder Oberbefehlshaber. Ehe aber Alboin Italiens Eroberung vollenden, und dem neuen Staate hinlängliche

liche Festigkeit geben konnte, endigte sich schon sein Leben. Als er (574) das Fest der Eroberung von Pavia feyerte, wurde aus der Hirnschale Runemunds herumgetrunken. Auch Rosemunde mußte aus derselben Bescheid thun. Ihr weibliches Gefühl gieng jetzt in die äufferste Erbitterung über. Helmichis, Alboins Schwertträger, machte sich verbindlich, ihre Nachsucht zu befriedigen. Alboin wurde in seinem Schlafgemach überfallen, und ermordet. Die Mörder entflohen mit den Schätzen zum Erarchen Longinus nach Ravenna. Longin beredete die Rosemunde, der er die Heyrath versprach, sich von dem Helmichis durch einen Giftrank zu befreyen. Rosemunde both demselben, als er aus dem Bade kam, einen Labetrant an. Helmichis trank, und da er Verdacht schöpfte, nöthigt er die Rosemunde, die er mit seinem Schwerte zu durchbohren drohte, den Ueberrest des Giftes hinunter zu schlürfen. Beyde starben nun Eines Todes.

Die Herzoge der Longobarden wählten hierauf (574) einen aus ihrer Mitte, der Kleph hieß, und zu Alboins Familie gehörte,

hörte, zum Könige; da dieser aber mit un-
 barmherziger Strenge regierte, und die Her-
 zoge mit vielem Stolz behandelte, so wünsch-
 ten diese recht herzlich, daß sie der Tod von
 diesem Könige bald befreyen möchte. Ihr
 Wunsch wurde schon nach einem Jahre (575)
 erfüllt. Aeph wurde ein Opfer seiner Aus-
 schweifungen. Da seine Söhne wegen ihrer
 Jugend der Regierung unfähig waren, so
 benutzten die Herzoge diesen günstigen Zeit-
 punkt, sich zu unabhängigen Herren zu ma-
 chen, und dem longobardischen Staate eine
 aristokratische Verfassung zu geben. Unter
 den 36 Herzogen, die sich in die Regierung
 über die Longobarden theilten, waren die
 zu Spoleto, Benevento und Friaul die
 mächtigsten, die, wenn es ihnen von den
 andern verstattet worden wäre, sich die Re-
 gierung gern allein zugeeignet hätten. Un-
 ter diesen Herzogen befand sich Italien zehn
 Jahre hindurch in einem schrecklichen Zu-
 stande. Jeder von den Herzogen suchte sein
 Gebieth zu vergrößern, oder sich wenigstens
 durch Plündern zu bereichern; zuweilen ver-
 einigten sich mehrere derselben zu einer ge-
 meinschaftlichen Unternehmung. Da sie aber
 nicht

nicht mächtig genug waren, beträchtliche Eroberungen zu machen, so begnügten sie sich meistens mit Streifereyen in das Gebiet des oströmischen Kaisers, bey welchen sie besonders die Reichen zum Gegenstande ihrer Verfolgung machten. Diese wurden nicht allein geplündert, sondern auch noch weggeführt, oder wohl gar getödtet. Diesen Mißhandlungen, die sich die kaiserlichen Unterthanen in Italien mußten gefallen lassen, konnte der Hof zu Constantinopel weiter nichts, als Bemühungen, den Samen der Uneinigkeit unter den longobardischen Herzogen auszustreuen, und die fränkischen Könige zum Beystande zu bewegen, entgegenzusetzen. Man brachte es endlich dahin, daß die Franken sich zu einem Zuge über die Alpen entschlossen. Der ostfränkische König Childebert zog (584) selbst nach Italien, weil ihm der Kaiser 50000 Goldstücke Subsidien versprochen hatte; durch die Geschenke der longobardischen Herzoge ließ er sich aber bewegen, wieder nach Hause zu gehen. Eine neue Armee, die er im folgenden Jahre nach Italien schickte, richtete, wegen

wegen

wegen der Uneinigkeit der Oberbefehlshaber,
nichts aus.

Die Gefahr wegen eines Krieges, verbunden mit der lauten Unzufriedenheit, welche sowohl die Longobarden, als die Italiener über die Regierung der Herzoge aufernten, brachten diese (584) zu dem Entschlusse, wieder einen König zu wählen. Dieser König Aethari war ein Sohn des Klephs, und er hatte sich, durch mannichfaltige Beweise seiner Klugheit und Tapferkeit, schon so ausgezeichnet, daß seine Wahl ganz einstimmig ausfiel. Die Herzoge, die ihn so einstimmig wählten, wollten ihm, außer dem Königstitel, weiter nichts, als die Gewalt eines Oberfeldherrn einräumen; allein Aethari wußte seine Rechte eines Oberherrn so nachdrucksvoll geltend zu machen, daß sie sich dem Gehorsam gegen ihn nicht zu entziehen wagten. Nachdem er die Franken, die (590) in Italien eingefallen waren, und ihn anfangs in große Verlegenheit gesetzt hatten, von Hungersnoth, schlimmer Bitterung, und ansteckenden Krankheiten unterstützt, endlich zurückgetrieben hatte,

wendete

wendete er seine siegreichen Waffen nach Unteritalien. Indem er Ravenna, Rom und andere feste Städte, deren Belagerung den schnellen Lauf seiner Eroberungen, oder seines Streifzuges, aufhalten konnte, unangegriffen liegen ließ, drang er in Unteritalien bis an die Meerenge von Sicilien vor, und das Gebieth des Herzogthums Benevent bekam theils erweiterte, theils festere Grenzen. Der vortreffliche Authari, der zur künftigen Größe des longobardischen Reichs den Weg bahnte, regierte aber nicht länger als 6 Jahre. Seine Gemahlin Theudelinde, die Tochter eines Herzogs der Bayern, fand den schönen Agilulf, den Herzog von Turin, durch den Authari um sie hatte anwerben lassen, so liebenswürdig, daß sie, um ihn ganz zu besitzen, ihren Gemahl (590) vergiftete, und da sie sich durch ihre vorzüglichen Eigenschaften die Liebe und Achtung der longobardischen Herren erworben hatte, so gelang es ihr ohne viele Mühe, ihm die königliche Würde zu verschaffen. Durch ihre Zureden bewogen, erklärte er sich für den katholischen Glauben. Hierdurch erwarb er sich die Achtung und das Zutrauen der Itali-

ner, welche die longobardische Regierung seitdem erträglicher fanden. Diese wurde jezt noch durch das Gebieth von Padua vergrößert, und die Macht der Longobarden war dem Hofe zu Constantinopel nun so furchtbar, daß er, um seine noch übrigen Besitzungen in Italien zu sichern, die Fortdauer der longobardischen Freundschaft durch ein Jahrgehalt von 12000 Goldstücken erkaupte. Agilulfs Nachfolger entfernten sich aber von seiner glänzenden Laufbahn so sehr, daß sie, fast mit weiter nichts als mit Familienhändeln und deren traurigen Folgen, beschäftigt, zur Vergrößerung der longobardischen Macht in Italien wenig beytrugen. Kaum gelang es ihnen noch, die Bemühungen der fränkischen Könige, diesseits der Alpen sich festzusetzen, zu vereiteln. Erst hundert Jahre nach dem Agilulf machten die longobardischen Könige ernstliche Versuche, die Herrschaft über ganz Italien an sich zu reißen. An dem glüklichen Erfolge ihrer Versuche wurden sie aber durch die römischen Päbste, und die fränkischen Könige, gehindert.

Drittes

Drittes Kapitel.

Wachsthum der päpstlichen Macht. Die fränkischen Merowinger werden von ihren Neijordomen verdrängt. Ohnmächtiger Zustand des oströmischen Kaiserthums.

In Mittelitalien bildete sich jetzt die weltliche Macht des römischen Papstes, die alle Hindernisse, die sich ihr entgegensetzten, eben so schlaue als glücklich überwand. Der römische Oberbischof blieb lange in dem Verhältnisse, daß er sich der Unterwürfigkeit gegen die Beherrscher Italiens nicht ganz entziehen konnte. Odoacher, Theoderich, und

D d 2

die

die Erarchen, übten manche Rechte über ihn aus. Der König der Heruler maßte sich die Befugniß an, die Wahl des römischen Pabstes durch eine Verordnung genauer zu bestimmen. Unter den ostgothischen Königen war sein weltliches Ansehn noch unbedeutender, und Theoderich behandelte den Pabst völlig, als seinen Unterthan. Als die gothischen Besitzungen in Italien unter die oströmische Herrschaft gekommen waren, bekam der römische Pabst an den Kaisern, und ihren Erarchen, sehr gebietherische Herren. Er mußte vor dem Kaiser, oder dessen Statthalter, vor Gericht stehen. Wenn die kaiserlichen Minister eine Synode, oder eine Versammlung der vornehmsten Geistlichen, für nöthig hielten, so wurde sie dem römischen Pabst notificirt, und man forderte ihn höchstens sein Gutachten darüber ab. Sein Verlangen nach einer Synode wurde erst nach langem Bitten erfüllt. Justinian und seine Nachfolger setzten auch mehr als einen Pabst ab, oder verwiesen ihn des Landes. Indessen stieg das Ansehn des römischen Oberbischofes doch zu einer immer höhern Stufe hinauf, und die Pabste wußten die

Ney:

Meynungen und Lehrsätze, auf welche sich
 ihre kirchliche Macht gründete, sehr glücklich
 in Umlauf zu bringen. Der Apostel Petrus
 war, ihrer Behauptung nach, der vornehmste
 unter den Aposteln. Da er sich, der Sage
 nach, einige Zeit lang zu Rom aufgehalten
 hatte, so schien es ganz ausser allen Zweifel
 gesetzt, daß er den Vorsteher der dastigen
 christlichen Gemeinde, den Episcopos, vor-
 gestellt habe. Der Apostel Petrus wurde
 demnach für den ersten römischen Bischof ge-
 halten. Die Päbste, die auf seinem Strahle
 zu sitzen glaubten, wollten auch gleich ihm
 das Oberhaupt der christlichen Kirche vorstel-
 len. Dieses Recht wäste sich schon der römische
 Oberbischof Julius I (st. 352) auf
 einer Kirchenversammlung zu Sardica an.
 Doch der Patriarch zu Constantinopel, der,
 als der geistliche Oberaufseher der damahlz-
 gen kaiserlichen Residenzstadt, dem römischen
 den Rang streitig machte, nannte sich gleich-
 falls schon einen ökumenischen (allgemeinen)
 Bischof. Diesen Titel wollte ihm nun der
 römische Pabst Gregor nicht gestatten, und
 als er seine Bemühungen, ihn davon abzu-
 halten, vereitelt sah, nannte er sich, mit
 wohl:

wol überlegter Bescheidenheit, einen Knecht
 der Knechte des Herrn. Einer seiner Vor-
 gänger, Felix II, ein Zeitgenosse Odo-
 achers, hatte sich schon das Recht angemast,
 im Nahmen des Apostels Petrus und des
 h. Geistes, einen vornehmen Herrn am
 Hofe zu Constantinopel in den Bann zu
 thun. Dessen Nachfolger, Gelasius I,
 scheute sich schon nicht, den Vorzug der geist-
 lichen Macht vor der weltlichen zu behaup-
 ten, und von dem Kaiser Anastasius Gehor-
 sam zu verlangen. Pelagius II, Gregors I,
 (des Großen) Vorgänger, that noch einen
 Schritt weiter. Er erklärte das Oberhaupt
 der Kirche für unfähig, Fehler zu begehen,
 für untrüglich. Gregor I selbst brauchte die
 Rechte eines Oberbischofs der Christenheit
 schon in ihrem ganzen Umfange. Er übte
 die geistliche Obergerichtsbarkeit aus, ordnete
 neue Kirchengebräuche an, gab Gesetze, die
 für die ganze Christenheit verbindlich seyn
 sollten, und entschied Streitigkeiten in Glaus-
 benssachen. Durch ihn erhob sich die Anru-
 fung der Heiligen, und die Verdienstlichkeit
 der guten Werke, zu einem herrschenden
 Lehrsage der katholischen Kirche, der zur
 Ver-

Ver-

Vergrößerung ihrer Macht, und ihres Ansehens, so sehr viel beygetragen hat. Andere Erzbischöfe brachte Gregor schon dadurch in eine Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhle, daß er ihnen, nach dem Beispiele einiger seiner Vorfahren, das Pallium zuschickte, das in einem schönen Obergewande bestand, welches der römische Patricius zu tragen pflegte. (St. 604).

Das Ansehn, und die Macht des Papstes, wurde aber hauptsächlich durch den Uebergang der deutschen Völker zur katholischen Kirche, so wie durch die fernere Ausbreitung des Christenthumes, befördert. Die Franken, die Longobarden, hatten den katholischen Glauben angenommen. Die Westgothen folgten endlich ihrem Beispiele. Der Prinz Hermenegild, dem sein Vater Leowigild die Regierung über Bätica abgetreten hatte, bekam eine fränkische Prinzessin zur Gemahlin. Diese sollte, auf Verlangen ihrer Schwiegermutter, die katholische Religion gegen die arianische vertauschen, und sie wurde, ihrer standhaften Weigerung wegen, sehr unbarmherzig von derselben behandelt.

Handelt. Um so mehr erregte sie das Mitleiden ihres jungen Gemahls und da der katholische Erzbischof Leander von Sevilla sie in ihren Bemühungen, den Hermenegild zur katholischen Religion hinzuziehen, nachdrücklich unterstützte, so wurden diese Bemühungen endlich durch einen glücklichen Erfolg belohnt. Hermenegild nahm das katholische Christenthum an. Sein Vater Leowigild zeigte sich darüber sehr unwillig. Der Sohn wurde aber nicht nur von den fränkischen Königen, sondern auch von den Sueven, und den übrigen katholischen Bewohnern Spaniens, in Schutz genommen. Allein Hermenegild war demungeachtet so unglücklich, in die Hände seines Vaters zu gerathen, der ihn, weil er verschiedene bedenkliche Pläne machte, (584) in der Stille hinrichten ließ. Von den katholischen Geistlichen wurden Hermenegilds Verdienste, die er sich um ihren Glauben erworben hatte, so sehr geschätzt, daß sie ihn für einen Heiligen erklärten. Leowigilds zweyter Sohn, Reccared, der Nachfolger seines Vaters, ließ seine Neigung für den katholischen Glauben nicht eher als nach dem Tode desselben merken;

merken; nun betrieb er aber auch die Einführung des Katholicismus so eifrig, daß er, selbst durch eine Empörung der vornehmsten Herren seiner Nation, sich nicht davon abhalten ließ. Auf einer Kirchenversammlung zu Toledo (589) wurde die katholische Religion für die herrschende erklärt. Es giengen hierauf königliche Gesandten nach Rom, um dem h. Petrus große Schätze zum Opfer darzubringen, und Gregor der Große belohnte diesen frommen Eifer durch einige sehr verehrte Reliquien.

Eben dieser Pabst, der sich um die Gründung der päpstlichen Macht so große, so ausgezeichnete Verdienste erwarb, bildete auch aus England eine neue Provinz der päpstlichen Oberherrschaft. Durch einige schöne junge Engländer, die er in Rom zu sehen, Gelehenheit hatte, wurde er auf das Vaterland derselben so aufmerksam gemacht, daß er (596) den Augustin, den Vorsteher eines von ihm gestifteten geistlichen Ordens, nebst vielen andern Mönchen, nach England schickte, um unter den Bewohnern desselben den katholischen Glauben auszubreiten.

Ethelred,

Ethelred, König von Kent, der Gemahl einer fränkischen Prinzessin, und auf 30000 von seinen Unterthanen, nahmen das Christenthum an, und Augustin stieg zur Würde eines Erzbischofes von Kanterbury empor. In Zeit von wenig Jahren bekenneten sich viele sächsische Bewohner Englands zum katholischen Christenthume. Es gab jedoch in diesem Lande christliche Gemeinden, die schon zur Zeit der römischen Herrschaft gestiftet worden waren. Diese wehrten sich lange, ehe sie sich der päpstlichen Oberherrschaft unterwarfen. Die englischen Bischöfe konnten sich aber der Abhängigkeit vom Pabst immer weniger entziehen.

Durch die Engländer und Franken wurde das katholische oder päpstliche Christenthum auch in das Innere von Deutschland verpflanzt, wo schon die Nehmlichkeit der Sprache die Bemühungen der Missionarien beförderte. Unter denselben thaten sich einige so sehr hervor, daß ihr Andenken bis auf die späteste Nachwelt gekommen ist. So ein englischer Apostel in Deutschland war Emmeram, der das Christenthum in Bayern predigte,

digte, und dessen Andenken noch jetzt im Rahmen eines zu Regensburg befindlichen Reichsstiftes lebt. Für die Ausbreitung der christlichen Religion in Bayern machte sich auch Corbinian, ein Bischof von Frankreich, verdient. In dem jetzigen Franken, welches damals zu Thüringen gehörte, gab Kilian, ein irländischer Priester, einen eifrigen Missionar ab. Bey den Friesen suchte Willibrod, Kilians Landsmann, dem Christenglauben Eingang zu verschaffen. Unter ihm arbeitete einige Zeit lang Winfried, aus Wexler in England, dessen thätiger, unternehmender Geist das Geschäfte eines Untermissionars zu unbedeutend fand. Er wollte vielmehr als Heidenbekehrer eine Hauptrolle spielen. Darum wanderte er (719), vom Pabst zu Rom selbst aufgemuntert, in das innere Deutschland, besonders nach Hessen und Thüringen, wo seine hinreißende Beredsamkeit manchen bisherigen Heyden in den Schooß der päpstlichen Kirche hinzog. Bey Weismar in Hessen wagte er es, zum großen Erstaunen der Einwohner, die heilige Donnersche, unter welcher sie bisher ihre Opfer gebracht hatten, niederzuhauen. Die Eiche stürzt um, ohne daß,

daß, wie die Leute vermutheten, ein Blig
 den Frevler tödtete. Dieß vermehrte das
 Ansehn des kühnen Mannes, und die Zahl
 seiner Gönner und Freunde wuchs sehr ge-
 schwind. So sehr dieß dem Winfried Freude
 machte, so vielen Verdruß verursachten ihm
 die christlichen Lehrer, die schon an verschie-
 denen Orten, vornehmlich in dem jehigen
 Franken, vorhanden waren. Diese wollten
 ihn nicht für den wichtigen Mann erkennen,
 den er doch so gern vorstellen wollte; sie
 konnten von der Nothwendigkeit, der päbste-
 lichen Herrschaft unterwürfig zu seyn, sich
 gar nicht überzeugen. Winfried gerieth dar-
 über in heiligen Eifer. Seine Verdienste zu
 belohnen, wollte ihn Willibrod zu seinem
 Nachfolger, und zum Bischof ernennen.
 Dieß schmeichelte seiner Eitelkeit aber zu
 wenig. Aus der Hand des Oberhauptes der
 katholischen Christenheit wünschte er die bi-
 schöfliche Würde zu empfangen. Er reisete
 deswegen (723) zum zweytenmahl nach
 Rom, wo Gregor III seinen Eifer lobte,
 und seine Wünsche erfüllte. Aber bey dem
 Grabe des h. Petrus mußte er auch dem
 päbstlichen Stuhle auf ewige Zeiten Treue
 und

und Gehorsam schwören; mußte er sich ausdrücklich verbindlich machen, alle christlichen Gem. inden, die er stiften würde, dem apostolischen Stuhle zu unterwerfen. Dieß feyerliche Versprechen erfüllte er mit dem unermüdtlichsten Eifer. Der dankbare Pabst schickte ihm nun das Pallium, und als er ihm von allem, was er ausgeführt hatte, mündlich Bericht abstattete, ernannte er ihn zu seinem Amtsverweser in Deutschland, zum Oberhaupte der deutschen Geistlichkeit. Bonifacius (so nannte ihn der Pabst) gründete die deutsche Kirchenverfassung. Die vielen Gemeinden, die er in Franken stifete, untergab er der Aufsicht der Bischöfe von Würzburg und Eichstädt. In Bayern, wohin er durch einen Herzog berufen wurde, ordnete er die Bischöfe zu Regensburg, Passau, Salzburg und Freysingen, an. Einige seiner vornehmsten Schüler stifeten Klöster, die sich in der Folge in ansehnliche Abteyen verwandelten. Sturm suchte in dem einsamen Buchenwalde, am Flusse Fulda, den Ort zu einem Kloster aus, wo die Zahl der Mönche von 7 bis auf 400 stieg. Lullus gründete die Abtey Hersfeld. Der Urheber
 aller

aller dieser Veränderungen, der Erzbischof
 Bonifacius, konnte auf eine ansehnliche Re-
 sidenz mit Recht einen gegründeten Anspruch
 machen. Da sich nun der damalige Bischof
 von Maynz, durch ein Verbrechen, seiner
 geistlichen Aemter unwürdig gemacht hatte,
 so nahm Bonifacius seine Stelle ein, und
 Maynz, welches seit langer Zeit blos einem
 Bischöfe zum Wohnorte gedient hatte, wurde
 durch den großen Apostel der Deutschen wie-
 der zum Sitze eines Erzbischofes erhoben.
 Seiner geistlichen Aufsicht unterwarf man
 die schon vorher vorhandenen Bischöfe zu
 Worms, Speyer, Cöln, Tongern und Ur-
 recht. Der für Heydenbekehrung so schwär-
 merisch gestimmte Bonifacius wurde aber
 durch den Gedanken, daß die Friesen
 Christenthum noch immer nicht angenom-
 men hatten, sehr beunruhigt. Er wollte,
 seines Alters ungeachtet, noch selbst einen
 Versuch machen, das Christenthum unter
 den Friesen zu predigen.

In dieser Absicht entschloß er sich, das
 Amt eines Erzbischofes von Maynz seinem
 Schüler Willus zu übergeben. Nun eilte er
 nach

nach Friesland, um Jesu Reich zu vergrößern; aber er fiel (755) als ein Opfer seines frommen Eifers. Auf einem Hügel Messe lesend, in der einen Hand das Crucifix, in der andern das Evangeliumbuch haltend, wurde er von den eben so unbarmherzigen als rohen Friesen erschlagen. Sein Andenken wird den Deutschen ewig heilig bleiben; denn Er war es, der zur ersten Ausbildung derselben den Grund legte.

Bonifacius trug nicht allein zur Vergrößerung der päpstlichen Macht sehr viel bey; er nahm auch an einer wichtigen Staatsveränderung dieser Zeit einen sehr bedeutenden Antheil. Er half die Herrschaft der Merowinger auf die Karolinger bringen. Die letztern stammten von ehemahligen Oberhofmeistern der merowingischen Könige her, welche die schwache Regierung derselben benutzten, um die Staatsgewalt sich immer mehr zum Eigenthume zu machen. Da unter den fränkischen Königen das Erstgeburtsrecht nicht eingeführt war, und häufige Theilungen als das einzige wirksame Mittel betrachtet wurden, alle Prinzen des Hauses

zu befriedigen, so wurde der Staat nicht nur sehr oft zerstückelt, sondern es entstanden auch zwischen den ländersüchtigen Prinzen häufig blutige Streitigkeiten und Verwandtenkriege, welche die Macht des Reiches schwächten, und den Edlen, deren Beystand die Könige nöthig hatten, immer neue das königliche Ansehn vermindernde Vorrechte und Freyheiten verschafften. Zum Unglücke aber waren die Händel, welche fast jeder Todesfall in der Königsfamilie erzeugte, nicht vorübergehend, sondern die Familienrache machte sie gleichsam erblich, und leider gieng von den Regenten der Haß auch auf die Unterthanen über. Zwischen den Ost- und Westfranken entwickelte sich allmählig eine entschiedene Nationalabneigung. Ein gewaltsamer Austritt drängte den andern, und dieß fieng sich schon unter den ersten Nachkommen Chlodewigs an. Als sein Sohn Chlodemir, König von Orleans, im Kriege gegen die Burgunder (526) umgekommen war, wurden seine jungen Söhne von ihren Vatersbrüdern des väterlichen Landes beraubt. Der eine Childebert glaubte auf das Land seines Bruders ein so gegrün-

detes

detes Recht zu haben, daß er seinen Bruder Chlotar eben so geschwind als heimlich einlud, nach Paris zu kommen, um den Bemühungen der Chlotilde, die ihre Enkel auf den Thron zu heben wünschte, zu rechter Zeit entgegen zu arbeiten. Chlotar eilte nach Paris. Indessen verbreitete Childebert das Gerücht, daß die Reise seines Bruders die Absicht habe, den Neffen die Huldigung leisten zu lassen. Unter diesem Vorwande bitten sich Childebert und Chlotar von der Chlotilde ihre Enkel aus. Ohne Bedenken übergiebt sie ihnen dieselben mit den Worten: „ich werde den Verlust meines Sohnes nicht mehr fühlen, wenn ich euch auf dem Thron sehe.“ Kaum sind die Prinzen aus den Händen der Großmutter heraus, so werden sie von ihren Begleitern und Trabanten getrennt. Der Chlotilde überreicht man eine Scheere und ein bloßes Schwert, mit der Frage, ob sie ihre Enkel geschoren, oder getödtet sehen will? „Wenn,“ antwortete Chlotilde, „meine Söhne ihre Neffen nicht wollen regieren lassen, so mögen sie eher sterben, als geschoren werden!“ — Chlotar hat diese Antwort kaum gehört, als

GallestjWeltg. 5r Th. C e er

er den ältesten Prinzen von zehn Jahren gleich niederwirft, und mit einem Messer durchstößt. Auf das klägliche Geschrey desselben stürzt sich sein siebenjähriger Bruder vor seinem Oheim Childebert nieder, umfaßt dessen Knie, und bittet ihn auf das flehendste, ihn nicht zu tödten. Childebert, der dadurch bis zu Thränen gerührt wird, bietet seinem Bruder für die Schonung des Neffen jede Summe, die er verlangen würde; allein der blutdürstige Chlotar drohet nun seinem Bruder selbst so schrecklich, daß dieser sich entschließt, den unglücklichen Neffen der Wuth seines Oheims zu überlassen, und Chlotar stößt nun das unschuldige Kind, eben so wie seinen ältern Bruder, nieder. Chlotar und Childebert theilten hierauf Chlodemirs Land. Als Childebert (558) starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, behandelte Chlotar dessen Wittve und Tochter eben nicht viel menschenfreundlicher, als seine Neffen. Sie mußten, fast von allem entblößt, aus dem Lande ziehen. Dafür kränkte ihn bald darauf der Verdruß, daß sein Sohn Chramm sich gegen ihn empörte. Aber Chramm verlor ein Treffen, und geriet,

rieth, um seine Gemahlin und Kinder zu retten, in die Gewalt seines Vaters, der grausam genug war, den Sohn, mit den Gegenständen seiner Zärtlichkeit, in eine Hütte einschließen, und mit derselben verbrennen zu lassen.

So grausam Chlotar sich zeigte, so hält man es doch für zweifelhaft, ob er weniger wollüstig war. Er hatte verschiedene Gemahlinnen. Unter diesen scheint er die Jugunde am längsten und am heftigsten geliebt zu haben, weil sie ihm drey von seinen 7 Söhnen, und auch noch eine Tochter, gebahr. Jugunde hatte eine schöne Schwester, Namens Aregunde. Diese wünschte sie glücklich verheyrathet zu sehen, und sie bath daher ihren Gemahl, das Mädchen mit einem angesehenen und reichen Manne zu versehen. Sie versicherte ihm dabey, daß durch diese Wohlthat die Liebe, die sie zu ihm hege, noch vergrößert werden würde. Chlotar wurde begierig, die Aregunde zu sehen. Er reiset auf das Landgut, auf welchem sie sich aufhält, und er findet sie so reizend, daß er sie selbst heyrathet. Die

Jugunde erfährt nichts davon, daß ihre Schwester ihre Nebenbuhlerin geworden ist. „Ich habe“ sagt Chlotar, als er zu ihr zurückkömmt, „deine Bitte erfüllt; deine Schwester hat, deinen Wünschen gemäß, an mir einen braven und reichen Mann bekommen, und du wirst, wie ich hoffe, nichts darwider einzuwenden haben.“ Jugunde war zu klug, um ihre eigentlichen Gefinnungen über das Benehmen ihres Gemahles zu verrathen, und die Fortdauer seiner Gunst war die einzige Bedingung, um die sie bath. Sowohl diese als andere Missethaten, die sich Chlotar zu Schulden kommen ließ, glaubte er durch eine Wallfahrt, die er, kurz vor seinem Tode, nach dem Grabe des h. Martins in Tours vornahm, wieder abzubüßen. Der Heilige, vor dem er sich mit Thränengüssen niederwarf, sollte ihn mit Gott wieder ausßhnen; sollte ihn von der drückenden Sündenlast befreyen. Und dieser höchst grausame und wollüstige König hatte das Glück, daß er alle seine drey Brüder, und deren Nachkommen, überlebte, und Chlodewigs ganzes Reich wieder

wieder zusammen brachte; seine vier Söhne theilten es jedoch (561) von neuem.

Diese Söhne waren aber wenigstens, eben so grausam und wollüstig, als ihr Vater. Drey von ihnen, Charibert, Chilperich und Guntram legten sich alle mehrere Weiber zu, und nur Siegbert begnügte sich mit der schönen Brunehild, der Tochter des westgothischen Königs Athanarich. Als Charibert (570) starb, both sich eine von seinen Gemahlinnen ihrem Schwager Guntram, ob er gleich schon mehrere Frauen hatte, gleichfalls zur Theilnehmerin seines Ehebettes an. Es war dem Guntram, der sonst übrigens sehr fromm seyn wollte, recht erwünscht, auf diese Art eine Gelegenheit zu bekommen, sich der Schätze seines Bruders zu bemächtigen. Er lud daher die Theodigilde, so hieß seine Schwägerin, unter schönen Versprechungen, zu sich ein. Theodigild kam, und brachte die Schätze mit. Guntram nahm sie ihr ab, und sperrte sie in ein Kloster ein. Als die mannlustige Theodigilde von hier zu entweichen suchte, wurde sie mit Dürthen gepeitscht, und auch

übriz

übrigens sehr streng gehalten. Guntrams Bruder Chilperich hatte auch schon mehrere Weiber; dennoch scheute er sich nicht, um die Hand der Galesvinth, der Schwester der Brunehild, sich zu bemühen. Er machte sich, um sie zu erhalten, sogar verbindlich, seine übrigen Frauen zu entfernen. Aber er hielt sein Wort nicht, und die Galesvinth hatte das traurige Schicksal, der Eifersucht der Fredegunde, einer andern Bettgenossin Chilperichs, zu unterliegen, und erdrosselt zu werden. Dieß reizte die Schwester der Galesvinth, die Brunehild, zur Rache. Die Brüder fiengen (575) mit einander Krieg an. Chilperich unterlag, und schon trugen einige seiner vornehmsten Lehnsleute dem Siegbert die Krone an, und schon sollte die feyerliche Schilderhebung vor sich gehen, als Siegbert, von zwey Mördern der Fredegunde durchbohrt, niedersank. Brunehild und ihre Kinder kamen nun in die Gewalt Chilperichs, und der Fredegunde.

Den Prinzen Childebert, der erst fünf Jahre alt war, brachte ein treuer Herzog geschwinde nach Metz, wo ihn die ostfränkischen

fischen Herren für ihren König erklärten. Die eben so reizende als schlaue Brunehild nahm den Prinzen Merwig, Chilperichs ältesten Sohn, so gewaltig für sich ein, daß er sich heimlich mit ihr verheyrathete. Allein sowohl Chilperich, als die Fredegunde, waren mit dieser Verbindung so wenig zufrieden, daß Brunehild fortgejagt wurde. Seitdem hatte sie auf die ostfränkische Monarchie einen lebhaften Einfluß. Ihr Sohn, der König Childebert II, wußte es, ohne Zweifel, durch ihre Klugheit unterstützt, so einzurichten, daß ihn (592) sein Vatersbruder Guntram, König von Orleans, zum Erben seines Landes einsetzte. Seine Versuche, in Italien Länder zu erobern, hatten das Schicksal, das solche Unternehmungen der fränkischen Könige bisher immer getroffen hatte. Der große Aufwand an Geld und Menschen wurde ihm blos durch einige bisher streitige Oerter an der rhätischen Gränze ersetzt.

Childebert, König von Austrasien, hinterließ (596) zwey Söhne, die Theoderbert II und Theoderich II hießen. Jener,

der

der Sohn einer bloßen Concubine, bekam zu seinem Antheile das Meiste vom ostfränkischen Reiche, und die Großmutter Brunehild hatte die Regierung ganz in ihren Händen. Da nun am Hofe zu Soissons die Fredegunde die Staatsangelegenheiten nach ihrem Willen leitete, so wurde der fränkische Staat im Grunde damahls von zwey Damen beherrscht. Doch Fredegunde, eins der listigsten Weiber dieser Zeit, wurde bald (598) durch den Tod verhindert, ihre wichtige Rolle fortzuspielen, und Brunehild machte sich am Hofe ihres Enkels Theoderichs II so verhaßt, daß man sie fortjagte. Sie fand nun bey dem andern Enkel Theoderich II ihre Zuflucht, und wahrscheinlich war sie Ursache, daß die beyden Brüder, nicht zufrieden, ihrem Vetter, dem westfränkischen Könige Chlotar II, den größten Theil seines Landes entrissen zu haben, aus Landsucht über einander selbst herfielen. Theoderich II gerieth (610) durch die Macht seines Bruders in solches Gedränge, daß er, alles zurücklassend, über den Rhein flüchten mußte. Er wurde aber auf seiner Flucht eingeholt, und zu seinem Bruder Theoderich gebracht,

gebracht, der ihn (612) ermorden, und dessen kleinen Sohn Merwig wider eine Mauer schleudern ließ. Mit allen diesen unmenschlichen Handlungen, und noch an andern mehr, soll die grausame Brunehild den vornehmsten Antheil gehabt haben. Sie empfing aber nicht lange hernach die Strafe für das viele Böse, woran sie Ursache gewesen war. Als Theoderich II (613) starb, wollte Brunehild dem Urenkel Siegbert den Besitz des väterlichen Reiches verschaffen; allein die vornehmsten Herrn der Ostfranken waren der Regierung der Brunehild nun so überdrüssig, daß sie, um sich von derselben zu befreyen, dem westfränkischen Chlotar II ihr Reich antrugen. Brunehild und ihre Freunde brachten zwar eine Armee zusammen, um den Siegbert und seinen Brüdern das Reich zu erhalten; aber diese Armee bestand meistens aus gezwungenen oder treulosgesinnten Leuten, die, als es bey Chalons an der Marne zur Schlacht kam, die Flucht ergriffen. Die übrigen lieferten die ostfränkischen Prinzen, nebst ihrer Urgroßmutter Brunehild, an den Sieger Chlotar aus, der die Prinzen ermorden ließ,

aber

aber die ganze Befriedigung seiner Rache für die Brunehild aufsparte. Nachdem sie drey Tage lang mit allen möglichen Werkzeugen gemartert worden war, wurde sie, in dem dadurch versetzten erbärmlichen Zustande, auf einem Kameele sitzend, vor dem ganzen Heere herungeführt, sodenn, an dem Schwanze eines wilden Pferdes angebunden, der schrecklichsten Zersümmelung ihrer Glieder preisgegeben, und endlich verbrannt. Ein solches Ende hatte eine Prinzessin, die, als sie ihrem Gemahl zugeführt wurde, durch ihre reizende Bildung, und durch ihr sitzames Betragen, jedermann entzückte.

Chlotar II hinterließ (628) die ganze fränkische Monarchie, die er zusammengebracht hatte, seinem ältesten Sohne Dagobert I, und der jüngere Charibert II mußte sich mit Aquitanien, einem Theile von Südfrankreich, begnügen. Das Erstgeburtsrecht war aber in dem fränkischen Königs- hause noch so wenig befestigt, daß Dagoberts Söhne den fränkischen Staat schon wieder theilten, und auch in der Folge wurden der

Theile

Theile immer mehr, als weniger. Während
 der Händel, die Theilungen und Ländersucht
 unter Brüdern und Vettern veranlaßten,
 schien das merowingische Königsgeschlecht von
 dem Muth und der Thätigkeit seiner An-
 herren immer mehr herabzusinken, und
 die Last der Regierungsgeschäfte immer drü-
 ckender zu finden. Man gehörte nur schlaue
 Staatsbeamten hinzu, um ihnen die Regie-
 rung allmählig aus den Händen zu winden.
 Diese Staatsbeamten waren die Majordome,
 oder Oberhofmeister. Diese Majordome
 waren anfangs weiter nichts als die Ober-
 aufseher der königlichen Kammergüter. Hier-
 zu nahm man Männer von Einsichten und
 Erfahrung; Männer, die andre königliche
 Beamten an Kenntnissen übertrafen. War
 nur der König minderjährig, oder hatte er
 sonst wenig Fähigkeiten und Neigung, zu
 regieren, so mußte der Majordom, der
 schon ohnedies den vornehmsten Minister ab-
 gab, die Staatsgeschäfte fast allein besorgen.
 Allmählig maßte sich der seine Wichtigkeit
 fühlende Mann immer größere Rechte an.
 Er vergab Aemter, verwaltete die könig-
 lichen Einkünfte, ohne Rechnung abzulegen,
 und

und stellte dabey nicht nur den Feldmarschall, sondern auch den Oberrichter, vor. In den Händen eines angesehenen und klugen Mannes wurde das wichtige Amt eines Majordoms bald erblich. Die Könige lebten seitdem in einem Pallast, oder, in ein Landhaus eingesperrt, und sie unterschieden sich bloß noch durch die langen Kopfschneide, und den mit Ochsen bespannten Wagen, mit welchem sie nach der Reichsversammlung fuhrten. Ihr Schicksal hing jetzt ganz von der Laune der allmächtigen Majordome ab, welche die Prätoriumspräfecten der römischen Kaiser vorstellten.

Der erste Majordom von großem Ansehen war Pipin von Landen (in Belgien), der unter Chlotar II diese Stelle verwaltete. Sein Vater Karlmann hatte im Lande an der Maas, zwischen Löwen und Lüttich, sehr ansehnliche Güther, die ihn zu einem der vornehmsten fränkischen Edlen machten. Der Sohn Pipin wußte sich als Majordom ein so großes Ansehen zu geben, daß die übrigen fränkischen Herren aus Eifersucht an seinem Untergange arbeiteten; alle ihre Ver-
suche

suche wurden aber durch seine Klugheit und Vorsichtigkeit vereitelt, und Pipins Verdienste erwarben ihm immer mehr Hochachtung und Bewunderung.

Der fränkische Staat war für die Uebersicht eines einzigen Regenten zu groß, weil der östliche Theil von verschiedenen kriegerischen Völkern sehr beunruhigt wurde. Unter diesen Völkern hoben sich die Awaren und die Slawen besonders hervor. Die Awaren hatten das Land der nach Italien abgezogenen Longobarden besetzt, und sich bis an das rechte Ufer der Ens in Oestreich ausgebreitet. Die benachbarten Provinzen Deutschlands, vornehmlich Kärnthén, Bayern und Franken, wurden von ihren streifenden Horden manchemahl gemißhandelt. Sie waren jedoch noch lange nicht so furchtbar, als die Slawen, die von den ehemahligen Scythen und Sarmaten abstammten, und sich, von der Ostsee und dem Ausfluß der Weichsel, bis an die Donau und den Dniester, ausbreiteten. Ein Theil derselben wanderte weiter nach Süden, und eroberte die Länder, die jetzt Croatten, Slavonien, Servien, Bosnien

nien

nien und Dalmatien genennt werden. Andere zogen sich westwärts bis an und über die Elbe, wo sie den ganzen östlichen Strich von Deutschland einnahmen, und im Norden Wenden, im Süden Winden genennt wurden. Hier waren sie Nachbarn des fränkischen Staates, und die Regenten desselben geriethen mit ihnen sehr oft in einen lebhaften Kampf. Eben daher hielt es Chlotar II, auf Pipins Rath, für nöthig, dem östlichen Theile des fränkischen Reiches, der jenseits des vogessischen Gebirges, und der Ardennen, lag, in der Person seines Sohnes Dagoberts I, einen eignen Regenten zu geben. Pipin, und ein anderer vornehmer Franke, Namens Arnulf, halfen ihm regieren. Eben dieser Arnulf, der als Bischof von Metz starb, hatte einen Sohn Ansegis, der sich mit Pipins einziger Tochter Begga vermählte. Von diesem Paare stammen nur die Majordome ab, welche die merowingischen Könige vom Throne verdrängten. Pipins Sohn Grimoald wußte sich gleichfalls als Majordom mit großem Ansehen zu behaupten. Ja er war so kühn, daß er nach dem Tode des ostfränkischen Königs Siegberts

berts

berts III, (656) des Sohnes Dagoberts I, dessen einzigen Sohn Dagobert II ins Kloster steckte, und seinen eignen Sohn Childerbert zum Könige aufwarf. Eine solche Revolution schien aber den übrigen ostfränkischen Herren zu gewaltsam, und sie setzten es daher durch, daß Siegberts Bruder Chlodewig II, der schon Neustrien und Burgund besaß, auch Austerien bekam, und folglich die ganze Monarchie wieder vereinigte. Bald erfolgte aber (656) eine neue Theilung, und das Spiel der Majordome wurde immer freyer. Bald mußte ein Merowinger ins Kloster wandern; bald stieg er aus der Zelle wieder auf den Thron. Der Majordom Pipin von Herstal, des ältern Pipins Sohn von seiner Tochter Begga, brachte es dahin, daß die ganze fränkische Monarchie unter seine Aufsicht kam. Er legte sich auch den Titel eines Herzogs (d. i. eines Obergenerals) der Franken bey, und er beherrschte 27 Jahre hindurch den fränkischen Staat so eigenmächtig, daß er dem merowingischen König weiter nichts als den Titel ließ. Sein Sohn, Karl Martell, brachte es durch die ostfränkischen Herren, und besonders

sonders durch die Deutschen unterstützt, dahin, daß man ihm die Stelle eines Majoroms des ganzen fränkischen Staates, so wie die Würde eines Herzogs der Franken, nicht streitig machen durfte. Seine Gewalt war so groß, daß er endlich gar ohne König regierte, daß er (741) den Staat unter seine beyden Söhne Karlmann und Pipin theilte. Jener sollte über Aufrassen, Alemannien und Thüringen, und dieser über Neustrien, Burgund und Gothien, regieren. Mit einer solchen Staatsveränderung waren aber noch nicht alle Großen des fränkischen Reichs zufrieden; Karlmann und Pipin hielten es daher (742) für rathsam, wieder einen merowingischen Prinzen auf den Thron zu setzen. Karlmann fühlte aber nach einigen Jahren (747) einen frommen Trieb, sich dem Klosterleben zu widmen. Dadurch wurde Pipin, den man wegen seiner Leibesgestalt den Kleinen nannte, einziger Beherrscher der fränkischen Monarchie, und da sein Ansehen so fest gegründet war, so konnte ihm die Ausführung des Plans, den merowingischen König seine stumme Rolle nicht ferner spielen zu lassen, sehr leicht scheinen.

Zu

Zu dieser Ausführung munterte ihn nun besonders Bonifacius, der Apostel der Deutschen, auf, den Karl: Martell und seine Söhne, bey der Ausbreitung der katholischen Religion in Deutschland, so nachdrücklich unterstützt hatten. Bonifacius war, als Erzbischof von Mainz, einer der vornehmsten Männer des fränkischen Staates. Auf die Art, wie er den übrigen Herren desselben die Staatsveränderung darstellte, kam sehr viel an. Nach den Grundsätzen des für die Herrschaft des Papstes so eifrig bestimmten Bonifacius dürfte aber eine solche Staatsveränderung, ohne die Einwilligung und den Rath des Amtsverwesers Christi, nicht vorgenommen werden. Bonifacius schickte daher erst den Lullus nach Rom, um die Gesinnungen des heiligen Vaters in der Stille auszuforschen, und wie dieser sich günstig erklärt hatte, so reiseten zwey ausserordentliche Gesandten Pipins, ein Bischof von Würzburg und ein Abt von St. Denis, nach der Hauptstadt des Oberhauptes der Christenheit, um demselben die Frage vorzulegen, ob derjenige, der sich im wirklichen Besitze der Regierung befinde,

Galletti Weltg. 2r Th. F f nicht

nicht auch des Königstitels würdig sey? Die Antwort des Pabstes Zacharias war der Erwartung Pipins angemessen. Pipin glaubte nun das gegründetste Recht auf den fränkischen Thron zu haben. Er ließ sich in der Versammlung der Großen zu Soissons (752) zum König der Franken wählen, und sodenn vom Bonifacius salben und krönen. Der merowingische Prinz, der bisher den Königstitel geführt hatte, Childerich III, wurde, nebst seinem Sohne, in ein Kloster gesteckt, wo also der Stamm des edlen Chlodewigs verdorrete. Der Pabst hatte an dem neuen Könige der Franken einen sehr warmen Freund, der ihm gegen die Longobarden nicht nur Hülfe leistete, sondern ihm auch zu einem Gebiete verhalf. Seine Freundschaft war ihm um so unentbehrlicher, je weniger er auf den Beystand des oströmischen Kaisers rechnen durfte.

Zu Constantinopel war seit langer Zeit ein gewaltsamer, ein schrecklicher Austritt nach dem andern gespielt worden. Bald hatten Ehrgeiz und Herrschsucht, bald theologische Zänkereyen, das Feuer der Zwietracht entzünd

entzündet. Die Letztern richteten besonders viel Unheil an, weil die Kaiser, wenn sie gelehrt waren, oder doch gelehrt scheinen wollten, an diesen Zänkereyen lebhaften Antheil nahmen. Die Parthey, zu der sie sich schlugen, übte alsdenn, unter dem Schutze des Kaisers, gegen ihre Feinde alle möglichen Arten von Verfolgungen aus. Bannfluch, Landesverweisung, Gefängniß, Todesstrafe, gehörten unter die gewöhnlichen Schicksale der Verfolgten. Traf sich nur zum Unglücke, daß der folgende Kaiser der Meynung der Gegenparthey beytrat, so rächte sich diese, wegen der Bedrückungen, die sie erfahren hatte, auf die unbarmherzigste Art. Diese Rache schonte selbst die Monarchen nicht. Viele Kaiser und Prinzen wurden ermordet; vielen die Nase abgeschnitten, die Zunge ausgerissen, die Augen ausgestochen. Keine Kaiserfamilie konnte sich daher lange auf dem Throne behaupten, von dem sie durch gewaltsame Revolutionen herabgestürzt wurde. Ein verschnittener Mohr stellte zuweilen den Oberhofmeister vor; ein Hirt oder ein Eselsreiber saß entweder auf dem Throne, oder auf dem bis

schöstlichen Stuhle. Das Kriegswesen wurde fast ganz vernachlässigt, und der vorzüglichste Theil der Kriegsmacht bestand in ausländischen Soldtruppen. Die Kriegsunternehmungen fielen daher meistens unglücklich aus. Doch der furchtbarste Feind, den das oströmische Kaiserthum um diese Zeit hatte, war der persische Staat. Justin II, Justinians Nachfolger, der seinen Vorgänger an wahrer Regentengröße übertraf, der die Religionsstreitigkeiten beylegte, und die Avaren zurücktrieb, hatte im Kriege gegen die Perser so vieles Unglück, daß er aus Gram darüber in Wahnsinn verfiel. Auch Maurizius, der vorher General gewesen war, hatte sowohl mit den Persern, als mit den Avaren, einen sehr harten Kampf. Die Armee, bey welcher wenig Kriegszucht herrschte, und die Feldherren sehr oft abwechselten, konnte, da auch noch Empörungen hinzukamen, der Macht des persischen Königs Hormisdas keinen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen. Hätte sich in Persien nicht (590) eine Revolution ereignet, so würde der zwanzigjährige Krieg für das oströmische Kaiserthum vielleicht noch gefährlicher

licher geworden seyn. Auch den Krieg gegen die Avaren führte Mauritius mit sehr ungünstigem Erfolg. Sein Obergeneral war ein ungeschickter Officier, und er selbst machte sich bey den Soldaten durch seine strenge Kriegszucht, und bey den Geistlichen durch sein geiziges Benehmen gegen die Kirche, verhasst. Die Mißvergnügten bereiteten in der Stille eine Empörung vor, welche endlich (602) sowohl in der Hauptstadt, als bey der Armee an der Donau, ausbrach. Phocas, das Haupt derselben, wurde vom Patriarchen zum Kaiser gekrönt. Dagegen machte er sich durch einen Eid verbindlich, die Rechte der Kirche, so wie die Lehre von der Dreyeinigkeit, aufrecht zu erhalten. Der grausame Phocas ließ nun den Mauritius nebst seiner Familie, die aus einer Gemahlin, sechs Söhnen, und einigen Töchtern, bestand, nach und nach hinrichten. Mauritius endigte sein thatenloses Leben auf eine lobenswürdige Art, indem er sein trauriges Schicksal mit christlicher Gelassenheit ertrug.

Phocas

Phocas bewies anfangs einen großen Eifer für die katholische Religion. Er schrieb an den Pabst Gregor den Großen in sehr ehrverbiethigen Ausdrücken, machte sein orthodoxes Glaubensbekenntniß öffentlich bekannt, und schenkte der Kirche recht reichlich. Aber in der Folge änderte er seine Gesinnungen, und er machte sich dadurch bey der katholischen Geistlichkeit so verhasst, daß sie ihn einen beyspielloßen Tyrannen nannte. Schon war zu Constantinopel (610) zu einem Aufstande alles bereit, als Heraklius, der Sohn des Statthalters von Afrika, mit einer Flotte im Hafen vor Constantinopel anlangte. Die Mißvergnügten bemächtigten sich nun der Person des Phocas, und lieferten ihn an den Heraklius aus, der ihn auf seinem Schiffe hinrichten ließ.

Das Mißvergnügen über die Regierung des Phocas vermehrte noch der unglückliche Krieg gegen die Perser. Kosroes II, der seinen Vater Hormisdas (590) vom Throne gestoßen, und auf eine schreckliche Art behandelt, auch viele von den vornehmsten persischen Herren hingerichtet hatte, war dadurch
bey

bey seiner Nation so verhaßt worden, daß
 man ihn aus dem Lande gejagt hatte; der
 Kaiser Mauritius leistete ihm daher Bey-
 stand, das Reich wieder zu erobern, und
 Kosroes schloß nun mit dem oströmischen
 Kaiser Frieden. Aus Freundschaft für den-
 selben griff er auch (602) gegen den Pho-
 cas seinen Mörder, zu den Waffen, und
 nahm demselben Kappadocien, Armenien,
 Palästina und Phönicien weg. Wie Hera-
 klius den Kaiserthron bestieg, kündigte er
 auch diesem den Krieg an, und machte ihm
 die sonderbare Friedensbedingung, daß er
 die christliche Religion gegen die persische
 vertauschen sollte. Der oströmische Staat
 befand sich, bey seiner schlechten Kriegsver-
 fassung, um so mehr in Verlegenheit, da
 er zugleich von zwey Seiten, vornehmlich
 westlich von den Avarn, und östlich von
 den Persern, angegriffen wurde. Die Avar-
 ren standen vor Constantinopel, während
 daß Kosroes (611 — 616) einen Theil von
 Syrien, ingleichen Jerusalem und Aegypten,
 wegnahm, und in Kleinasien bis Chalcedon
 (Scutari) der Stadt Constantinopel gegen
 über, vordrang. Das oströmische Kaiser-
 thum

thum war jetzt bloß auf die Hauptstadt, und einige Seeprovinzen, eingeschränkt. In Constantinopel wüthete nun noch überdies Hungersnoth und Pest. In dieser bedrängten Lage bittet Heraklius den persischen Ueberwinder um Frieden; aber er bittet vergebens. Nun verschwindet ihm alle Hoffnung, das Kaiserthum zu retten; nun macht er Anstalten, mit seinen kostbarsten Habseligkeiten nach Afrika zu flüchten. Doch der Patriarch spricht ihm in Gottes Namen so viel Muth ein, daß er in der Sophienkirche sich eidlich verbindlich macht, bey seinem Volke zu bleiben. Nun konnte man zwar die Awaren von der Plünderung der Vorstädte von Constantinopel nicht abhalten, und dem Könige von Persien mußte man Tribut versprechen; aber die Empfindlichkeit der Nation wurde doch so gereizt, und die hohe Geistlichkeit fühlte die bevorstehende Gefahr so dringend, daß man sogar die Kirchenschätze zu dem Aufwande der Kriegsrüstung hergab. Auch führte man den Krieg gegen die Perser mit so viel Muth und Standhaftigkeit, daß die Perser die ostbirmischen Provinzen, die sie weggenommen hatten,

hatten, wieder herausgeben mußten. Dieß that Siroes, der Sohn des Kosroes, der (627) die Ermordung seines Großvaters an dem Vater rächte, den er im Gefängnisse sterben ließ. Heraklius war über die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen weniger entzückt, als über das bey dieser Gelegenheit erworbene Holz von dem Kreuze, an welchem Jesus verschieden seyn sollte. Dieses Holz hatten die Perser von Jerusalem mitgenommen. Jetzt überließen sie es dem Heraklius, der es (629) nach Jerusalem feyerlich zurückbrachte, aber auch zugleich den Juden die Bewohnung dieser Stadt untersagte. So sehr sich übrigens Heraklius durch die glücklichen Unternehmungen gegen die Perser verdient gemacht hatte, so wenig wußte er sich das dadurch erlangte Zutrauen zu erhalten. Die Geistlichkeit verlangte ihre hergeliehenen Kirchenschätze zurück. Daher drückte Heraklius die schon ohnedies sehr erschöpften Unterthanen durch neue Auflagen; er vermehrte das Drückende derselben durch die Strenge, mit welcher er sie eintrieb. Der Kaiser hatte auch wegen seines Triumphgeprängs so viel Aufwand gemacht.

gemacht. Sodenn mischte er sich in die unseligen Zänkereyen der Theologen. Diese zogen seine Aufmerksamkeit von den wichtigen Unternehmungen der Araber ab, die, noch unter seiner Regierung, dem oströmischen Kaisertume so manche schöne Provinz entrißen.

Viertes Kapitel.

Geschichte Mohameds, und der Chalifen bis auf den Untergang des westgothischen Reiches in Spanien.

Arabien, fünfmahl so groß als Deutschland, wurde schon seit dem 2ten Jahrhundert in das wüste, das peträische, und das glückliche eingetheilt. Große Sandwüsten, Mangel an Wasser, und heißes Clima schützten es gegen die Einfälle eroberungsflüchtiger Monarchen sehr wirksam. Daher war durch fremde Eroberer die Ruhe seiner Bewohner noch

noch wenig geküßt worden. Alexander blieb von seinen Gränzen entfernt, und die Untertnehmungen, durch welche die syrischen und römischen Monarchen in dem Vaterlande der herrlichen Räucher-specereyen, und anderer kostbaren Producte, sich festsetzen wollten, waren von geringer Bedeütung. Die Araber blieben also ein unabhängiges Volk. In der Mitte des Landes zogen von jeher einzelne Stämme herum, die sich blos mit der Viehzucht beschäftigten, die, bey ihren vortreflichen Pferden eben sowohl, als bey ihren alten Geschlechtern, auf entfernte Abenden sahen. Die kleinen Fehden, die unter ihnen nicht aufhörten, machten ihnen weniger Verdruß, als Vergnügen. Ihre zahlreichen Heerden von Kameelen dienten den durchziehenden Handels-carawanen, ihre Waaren fortzuschaffen. Kaufleute, die mit ihnen nicht in Verbindung standen, zu plündern, machten sie sich aber gar kein Bedenken. Ihre Stammfürsten, die Scheiks oder Emire genannt wurden, schränkten ihre natürliche Freyheit nur wenig ein. Die Küsten waren mit schönen Städten angefüllt, deren Bewohner die Mäkler und Speditoure der nach

Indien

Indien handelnden Nationen abgaben. In südlichen Theile des Landes, in Yemen, gab es seit den ältesten Zeiten ansehnliche Staaten, unter welchen sich das Reich der Hamjariten, welches von ihrem Stammvater Hamjar so genannt wurde, am meisten heraus hob. An die Stelle der Residenzstadt Saba, die im Geburtsjahre Christi durch eine große Ueberschwemmung zerstört wurde, trat die Stadt Mariaba (Mareb). An der westlichen Küste zeichneten sich die Städte Mecca und Medina aus. Vor Mohameds Zeiten konnten die meisten Araber weder lesen noch schreiben; dennoch hatten sie historische Lieder, welche auf ihren großen Jahrmärkten abgesungen wurden, und ihre Poesie befand sich vor Mohameds Zeiten in ihrem blühendsten Alter. Geschichte, vornehmlich Geschlechtskunde, ingleichen Sternkunde, Sternendeuterey und Baukunst, war den Arabern auch nicht unbekannt. Ihre Religion hatte die Gestirne und die Weltkörper zu Gegenständen der Verehrung, und die sogenannte Kaaba zu Mecca war derjenige unter ihren Tempeln, der am meisten in Ansehn stand. Ihr Aberglaube war

so

so groß, daß er mit ihrer übrigen Cultur gar nicht im Verhältnisse stand. Unter einigen von ihren Stämmen, die den nördlichen Gränzen näher wohnten, hatte sich nicht nur die jüdische, sondern auch die christliche Religion, ausgebreitet. Aus allen in Arabien verehrten Religionen bildete nur Mohamed eine neue.

Mohamed war (571) zu Mecca geboren. Die Familie Hasehem aus dem Stamme Koreisch, zu welcher er gehörte, befand sich seit 120 Jahren im Besitze der Herrschaft über seine Geburtsstadt. Seine Mutter Aminah war eben so schön als tugendhaft; aber sein Vater Abdallah hatte eine so entzückende Bildung, daß jedes Frauenzimmer, das ihn sah, sich den Besitz desselben wünschte, daß an seinem Hochzeitstage manches Mädchen, das sich nun getauscht sah, aus Verzweiflung starb. Diesen Vater verlor Mohamed, als er das zweyte Jahr noch nicht zurückgelegt hatte. Seine Mutter Aminah erbt von ihm nicht mehr als 5 Kammele, und einen äthiopischen Sklaven. Aber auch die Mutter, und der
Groß:

Großvater Notaleb, der Stammfürst von Mecca, der für den jungen Mohamed Vater sorgfalt bewiesen hatte, starben, ehe dieser noch 8 Jahr alt war, und wenn Abu Saleb, Mohameds Onkel, nun auch Oberherr von Mecca wurde, so riß dieser Umstand den Neffen doch so wenig aus der Dürftigkeit heraus, daß er sich entschließen mußte, sich der Handelschaft zu widmen. Sein Onkel Abu Saleb, der einen ausgebreiteten Handel trieb, schickte ihn mit seinen Carawanen nach Syrien, Negypten, Palästina, und Mohamed lernte auf diesen Reisen nicht nur Handelsgeschäfte, sondern auch Menschen, kennen. Hierauf wurde er Handelsfactor bey einer reichen Wittwe, Nahmens Chadidschah, und der fünf und zwanzigjährige junge Mann entschloß sich, seine vierzigjährige Principalin zu heyrathen, und sich dadurch den Besitz eines ansehnlichen Vermögens zu verschaffen.

Ueber alle Nahrungsorgen erhaben, und von der Natur mit einem sehr reizbaren Nervensysteme, und einer äußerst feurigen Phantastie, versehen, faßte er im 40 Lebensjahre

bensjahre

bensjahre den Gedanken, die Religion Abrahams und Ismaels, von welchem ein Theil der Bewohner Arabiens herkommt, wieder herzustellen. Dieser Gedanke beschäftigte seine Einbildungskraft so lebhaft, daß er nun im Traume Erscheinungen hatte. Allmächtig träumte er auch bey Tage. Nur schloß er sich in die Höhle Hara ein, wo er, das traurige Leben eines Einsiedlers führend, seine Phantasie so sehr erhitze, daß er, so wie Moses, den er sich zum Muster wählte, Offenbarungen hatte, fremde Stimmen hörte, und mit dem Engel Gabriel Umgang pflog. Seine alte Gattin Chaidischah, der er seine Sendung zuerst bekannt machte, fühlte keine Ursache, in dieselbe einen Zweifel zu setzen. Eben sobald waren die übrigen Personen in Mohameds Hause von der Göttlichkeit seines Berufes überzeugt.

Unter diese gehörte sein zehnjähriger Vetter Ali, Abu Talebs Sohn. Bald machte Mohamed aber auch ausser seinem Hause Prosoliten, und das Ansehn seines neuen Glaubens wuchs hauptsächlich von der Zeit an,

an, als Abu Becr, einer der vornehmsten und geschicktesten Männer in Mecca, sich für denselben erklärte, und als, durch dessen Beyspiel verleitet, noch mehr Männer von Bedeutung aus dem Stamme Koreisch, den Mohamed für einen göttlichen Propheten hielten.

Die vornehmsten Punkte des Glaubens, den Mohamed, als Bevollmächtigter des Himmels, in Ansehen brachte, nannte er den Islam (d. i. den Glauben an Gott) und diejenigen, die ihn annahmen, wurden Moskemin (Gläubige) genannt; ein Name, der sich, im Munde der Unkundigen, in Muselmänner verwandelt hat. Diesen Glauben trug nun Mohamed, dem der Beytritt so vieler Männer von Bedeutung Muth eingestößt hatte, den zahlreichen Mitgliedern der Familie Haschem als eine Lehre an, deren Annehmung sie sich gar nicht entziehen dürften. Mohamed hatte aber hier das Schicksal vieler andern berühmten Männer, die von ihren nächsten, mit ihren Schwäheren, und mit ihrer ganzen Lage am besten bekannten Verwandten, am wenigsten bewun-

Galletti Weltg. 1r Th. G 3 dert

dert werden. Die Hascemiten lachten über den Schwärmer Mohamed, als er ihnen bey einem Gastmahle, wo es noch überdieß sehr mäßig hergieng, die Zumuthung machte, seinen Islam anzunehmen. Demungeachtet wagte es Mahomed nun öffentlich, doch mit vorsichtiger Entschlossenheit, und von seiner angesehenen Anhängern unterstützt, den Islam zu predigen, und, unter mancherley Gefahren, wurde die Zahl seiner Verehrer immer größer. Die Menge und das Ansehen derer, die Mohameds Lehre verwarfen, war aber noch immer so groß, daß sie die Moslems in eine sehr gefahrvolle Lage brachten. Dieß zeigte sich besonders im 5ten Jahre seit Mohameds Sendung (614). Viele Muselmänner flüchteten, um der schweren Verfolgung zu entgehen, nach Aethiopien, und die ganze Familie Hascems wurde, ohne Rücksicht auf ihren Glauben, von den übrigen Mitgliedern des Stammes Koreisch, durch eine in der Kaaba niedergelegte Urkunde, von aller Gemeinschaft ausgeschlossen. Mohamed selbst befand sich nur so im Gedränge, daß er, von einigen seiner Anhänger begleitet, in dem ausser Mecca

auf

auf einem Hügel liegenden Hause eines seiner Freunde sich verbarg. Zwar wuchs sein Ansehn noch mehr, als er, durch ein vorzügliches Wunder, die für ihn und seinen Anhang so nachtheilige Urkunde in der Kaaba (619) vernichtete; aber der Tod entriß ihm um eben diese Zeit nicht nur seine Chahidschah, sondern auch den Abu Taleb, seinen mächtigsten Beschützer. Die Folgen dieses wichtigen Verlustes fühlte er sehr bald. Er mußte Mecca abermahls verlassen.

Bei einer mit so lebhafter Einbildungskraft versehenen Nation, als die arabische ist, waren schlechterdings Wunder nöthig, um einen neuen Glauben bey ihr in Ansehn zu bringen. Dahin gehörte, daß eine Taube, die gewöhnt war, aus Mohameds Ohren Erbsen zu holen, einen Botschafter des Engels Gabriel vorstellen müsse. Doch Mohamed trat endlich (621) selbst eine Reise in den Himmel an. Von dem Engel Gabriel, der seinen Stallmeister vorstellte, von Sünden gereinigt, ritt er auf dem Esel Borak durch die Luft nach Jerusalem. Vor

hier stieg er, auf einer Leiter, von einem Himmel zum andern, bis in den siebenten, wo er am Throne Gottes die Worte las: „Nur Gott ist Gott, und Mohamed ist sein Prophet.“ Aus Gottes eigenem Munde empfing er nun die Anweisung wegen seines künftigen Verhaltens. Ungeachtet nun Abu Becr kein Bedenken trug, dieses Wunder durch sein Zeugniß zu bestätigen, so hatte Mohamed doch das Schicksal, von seinen Feinden für einen wahnsinnigen Menschen erklärt zu werden. Seine Lage zu Mecca wurde jetzt überhaupt so bedenklich, und seiner dasigen Anhänger waren so wenig, daß er sich hauptsächlich auf den Beystand der Moslems zu Medina, die sich täglich vermehrten, verlassen mußte. Er hielt es nun zu seiner Sicherheit für nothwendig, seine Anhänger durch einen Eid verbindlich zu machen. Auch suchte er, Christi Beyspiel nachahmend, aus denselben zwölf Apostel aus.

Mohamed sah sich bald darauf in die Nothwendigkeit versetzt, seine Zuflucht ganz in Medina zu suchen. Seine Feinde unter
dem

dem Stamme Koreisch verschworen sich, daß aus jeder von ihren Familien einer sechs zur Pflicht machen sollte, den Mohamed des Lebens zu berauben. Der Prophet, der diesen Mordanschlag noch zu rechter Zeit erfuhr, schlich sich, von Abu Beer begleitet, auf eine listige Art aus Mecca (622 Jul.) heraus, verbarg sich vor denen, die ihn verfolgten, drey Tage lang in einer Höhle, gewann den Anführer einer Parthey, die ihn eingeholt hatte, und kam endlich glücklich zu Medina an. Mit seiner Flucht, welche in der arabischen Sprache Hedschrah genennt wird, fängt sich der wichtigste Zeitpunkt in Mohameds Geschichte an, weil er erst seit dieser Zeit eine Rolle von großer Bedeutung spielte. Daher rechnen die Mohamedaner von dieser Hedschrah ihre Jahre, welche aber keine Sonnen-, sondern Mondjahre sind.

In den ersten 5 Jahren nach der Hedschrah schienen Mohameds Schicksale noch keine nahe Entstehung einer Hauptreligion der Menschen, noch kein Weltreich, anzukündigen. Mohamed stellte noch weiter nichts

nichts, als einen flüchtigen Propheten, als einen Anführer einer Parthey vor, die aus seinen Anhängern zusammengesetzt war, die gegen die ungläubigen Koreischnen von Mecca zu Felde zog. Es entstanden daraus solche Fehden, wie sie unter den arabischen Stämmen sehr gewöhnlich waren. Sie hatten indessen doch den Erfolg, daß, sowohl bey den Mohamed, als bey seinen Leuten, der Muth und das Vertrauen immer größer wurde; daß die Zahl seiner Krieger von einer Zeit zur andern sich ansehnlich vermehrte; daß Mohamed zu der großen Rolle, die er in den letzten fünf Jahren seines Lebens spielte, sich allmählig vorbereitete. Aber Mohamed, der schon in seiner Jugend durch kriegerische Unternehmungen, und durch die Verfolgung der Löwen und anderer wilden Thiere, abgehärtet worden war, besaß auch alle die Begeisterung und die Standhaftigkeit, die zu Unternehmung dieser Art gehört. Kein Unglück konnte ihn niederschlagen, keine Niederlage ihn entkräften. Oft erschien er nachher noch mächtiger und furchtbarer, weil eben der unerschütterliche, vertrauensvolle Muth, der aus seinen Handlungen hervorleucht;

leuchtete, und der seiner Behauptung, daß er in Gottes Nahmen Krieg führe, ein großes Gewicht gab, die Zahl seiner Bewunderer und Verehrer nothwendig vergrößerte. So gelang es ihm endlich, einige der vornehmsten Stämme seiner Nation sich unterwürfig zu machen. Dadurch mächtiger und reicher, erkühnt er sich dem Kaiser Heraklins die Annahme seiner Islams zuzumuthen, und der Kaiser würdigt ihn doch der Ehre, einen Handelsvertrag mit ihm zu schließen. Auch dem Könige von Persien thut er in einem übermüthigen Schreiben den Antrag, ein Moslem zu werden, und wenn dieser auch seine Einladungsschrift zerreißt, so hat doch Mohamed dagegen die Freude, daß der König von Yemen den Islam annimmt, daß der koptische Fürst in Aegypten, daß die Könige von Aethiopien, und verschiedene arabische Fürsten, Islamsverehrer werden. Mohamed eroberte jetzt (628) auch verschiedene Städte in Arabien, besonders solche, die von Juden bewohnt wurden. Er hatte das Vergnügen, daß einige seiner vornehmsten Feinde sich zum Islam bekehrten. Seine Macht war nun

(629) so bedeutend, daß er einen General des Heraklius zurückschlugen; daß er an der Spitze von 10000 Mann vor Mecca rücken konnte, welches einen auf zehn Jahre geschlossenen Frieden gebrochen hatte. Mohamed eroberte seine Vaterstadt mit Sturm; aber er behandelte sie mit eben so großmüthiger als kluger Schonung. Seine Siege und Eroberungen giengen nun immer mehr ins Große. Bald sah er unter seinem Befehle ein Heer von 30000 Mann, mit welchem er die Bewegungen der oströmischen Truppen auf der arabischen Gränze beobachtete. Damahls erschienen vor ihm Gesandten der benachbarten Fürsten und Staaten, und versprachen ihm entweder die Annahme des Islams, oder doch Tribut. Da sich nun ganz Yemen, welches unter fünf Könige getheilt war, (631) an den Propheten ergab, so durften die kleinen arabischen Stämme an gar keinen Widerstand mehr denken. Von mehr als hundert tausend Menschen begleitet, that hierauf Mohamed eine Wallfahrt nach der Kaaba zu Mecca, und im folgenden Jahre (632) endigte sich sein Leben, nachdem er es über 60 Jahre gebracht

gebracht hatte. Mohamed hatte alle Eigenschaften, die das Zutrauen der Menschen erwerben. Seine körperliche Bildung war außerordentlich einnehmend. Nicht groß, aber sehr regelmäßig gebaut und etwas untermischt, vereinigte er, in seinem von dem schönsten Colorit blühenden Gesichte, lange und zarte, fast an einander stoßende Augenbraunen, schwärzliche, lebhaft und durchdringende Augen, aus welchen ein fester und majestätischer Blick herausströmte, eine Adlersnase, einen wohlgebildeten Mund, und schöne Zähne. Seine Gesundheit war dauerhaft, und gewiß nicht durch epileptische Zufälle geschwächt. Auch war er sehr mächtig (doch nicht im sinnlichen Genuße der Liebe) angenehm im Umgange, leutselig, bis zur Ueberzeugung beredt, voll Entschlossenheit und Geistesgegenwart, und selbst bey den kränkendsten Beschimpfungen, und bey den drückendsten Unglücksfällen, gleichmüthig.

Mohameds Islam, den ein so großer Theil des Menschengeschlechts angenommen hat, gründete sich auf folgende Hauptpunkte. Es ist nur ein einziger, höchster Gott,
und

und Mohamed ist sein Prophet. Das Gebet, das Almosengeben, das Fasten im Ramadhan, und das Wallfahrten nach Mecca, zu der Kaaba *) gehört zu den nothwendigsten Pflichten eines Moslems. Ein unbedingtes Schicksal, und die Freuden des Paradieses, sollten Mohameds Anhänger wegen der Todesgefahr beruhigen, und das Verbot der starken Getränke Zänkereyen verhindern. Die Beschreibung sollte einen medizinischen Nutzen hervorbringen. Diese, und andere Lehren und Vorschriften, brachte Mohamed in einzelnen Turen, oder Kapiteln, zum Vorschein, die ihm, seiner Erzählung nach, der Engel Gabriel aus dem Himmelsarchive mitgetheilt hatte. Den Engel

Gabriel

*) Eigentlich ein viereckiger, schwarzer Stein, der an der Decke eines alten Tempels befestigt ist. Ursprünglich verehrte man in demselben eine Venus. Aber Mohamed, dessen Familie Haschem das erbliche Recht besaß, diese Caaba zu bewahren, behauptete, Abraham habe dieses Gebäude erbaut, und dieser Stein habe ihm, während der Erbauung desselben, zum Anheypunkte gedient.

Gabriel stellten aber eigentlich ein persischer Jude, und ein griechischer Mönch, vor, mit deren Hülfe Mohamed seine Suren ausarbeitete, oder von welchen er wenigstens die ersten Ideen dazu bekommen hatte. Von diesen rührte das Jüdische und Christliche in dem Islam her. Das Heidnische mag Mohamed selbst hinzugefügt haben. Die einzeln Suren, die theils in Poesie, theils in Prosa, abgefaßt sind, sammelte erst nach Mohameds Tode Abu Beer in ein eignes Buch, welches Koran, (d. i. Lesebuch) genannt wird. Man hielt es frühzeitig für das vortrefflichste Muster der arabischen Schreibart; aber es war auch in dem Dialecte des Stammes Koreisch, der edelsten und reinsten unter allen arabischen Mundarten, geschrieben. In der Folge bildete sich, ausser dem Koran, noch die Sunna, eine zweyte Sammlung von Lebensregeln, die sich auf Mohameds Beyspiel gründen. Da sie nicht von allen Muselmännern angenommen wurde, so entstand dadurch eine besondere Secte der Mohamedaner, die man Sunniten nennt. Ihre Gegner waren die Schitten. Der Islam, der im Koran und

in

in der Sunna enthalten ist, hat unter den Menschen noch mehr Verehrer gefunden, als selbst das Christenthum. Dieß bewirkte theils die gewaltsame Ausbreitung desselben, theils sein Charakter, der der feurigen Einbildungskraft, und der reizbaren Sinnlichkeit der Bewohner warmer Erdstriche, so angemessen ist; der schon wegen der Aehnlichkeit, die er mit den damahligen Hauptreligionen hatte, bey Völkern, die im Nachdenken nicht geübt waren, sehr leicht Eingang fand. Auch empfahl ihn nicht wenig der Glaube an einen einzigen Gott, da manche der damahligen Christen drey Götter hatten, und da die Christen überhaupt beständig in Uneinigkeit lebten. Endlich schärfte Mohameds Religion Tugenden ein, die bey dem verunstalteten Christenthume ganz in Vergessenheit gerathen waren.

Mohamed, obgleich mit 15 Gemahlinnen, und noch verschiedenen Concubinen, versehen, hatte doch keine männlichen Erben hinterlassen. Wer sollte nun über die zahlreichen, durch Religion vereinigten Stämme der Araber, über das ansehnliche, eben so
wohl

wohl durch strenge Kriegszucht als durch enthusiastische Tapferkeit sich auszeichnende Heer, welches Mohamed hinterlassen hatte, in Zukunft gebiethen? Wenn das Erbrecht entschieden hätte, so würde Mohameds Schwiegersohn Ali, sein eifriger Schüler, den er zu seinem Wessir, oder Amtsverweser, ernannt hatte, die gegründetsten Ansprüche haben machen können. Allein die nächsten Verwandten des großen Propheten wollten es, bey der Bestimmung seines Nachfolgers, durchaus nicht auf das Erbrecht ankommen lassen, und während ihrer Uneinigkeit wußte es Mohameds Wittwe Hjeschah, die dem Ali, als dem Verräther ihrer Liebeshändel, gram war, so einzuleiten, daß ihr Vater Abu Beer zum Nachfolger Mohameds, oder, der mohamedischen Kanzleysprache zufolge, zum Gesandten Gottes, zum Chalifen, erwählt wurde. So fieng sich die lange Reihe der Chalifen an, unter welchen die Araber, von Religionsbegeisterung angetrieben, ein großes Weltreich stifteten, daß sich durch alle drey Erdtheile erstreckte.

Die

Die Eroberungen, welche diese Chalifen durch ihre Heere machten, waren erstaunenswürdig. Unter dem Abu Becr eroberten die Araber nicht nur einen großen Theil von Syrien, sondern auch Damascus. Omar baute die Stadt Bassora am Tigris, um dem persischen Reiche die Verbindung mit Indien zu entziehen. Eben derselbe vollendete (638) nachdem er über die Armee des Heraclius bey Antiochien einen entscheidenden Sieg erfochten hatte, die Eroberung von Syrien. Jerusalem war ihm schon vorher (637) in die Hände gefallen. Hierauf bemächtigte er sich der Städte Casarea, Tripolis, Tyrus, Ptolemais, und der ganzen Küste von Phönicien. Von hier drang er (640) bis nach Aegypten durch. In Alexandrien kam der Ueberrest von der großen Büchersammlung der Ptolemäer in seine Gewalt. Ueber diese sprach er das Verdammungsurtheil aus. Stimmen sie, meynte er, mit dem Koran überein, so wären sie überflüssig, und ständen sie mit demselben im Widerspruche, so dürften sie nicht länger fort dauern. Sie wurden daher unter die Badstuben in Alexandrien vertheilt, wo sich viele

viele sehr unbedeutende Menschen in dem Wasser badeten, daß mit dem Werken kenntnißvoller Gelehrten des Altershums heiß gemacht worden war. Omar nahm dem persischen Reiche auch schon Aderbidschan und andre Provinzen weg. Osman vollendete (657) die Eroberung des persischen Reiches. Ali, ein besserer Dichter, als Staatsmann und Feldherr, hemmte den Lauf der Eroberungen.

Während daß die unaufenthaltlichen Heere der Araber so große Eroberungen machten, führten die Chalifen zu Medina ein sehr eingezogenes, gar nicht prächtiges Leben, auch starb von den ersten 5 Chalifen aus Mohameds Familie, deren Regierung nur 30 Jahre dauerte, keiner eines natürlichen Todes. Abu Becr überlebte den Mohamed nur zwey Jahre, und man schreibt seinen frühzeitigen Tod einer Vergiftung zu. Auf ihn folgte Omar, Mohameds zweyter Schwiegervater, der in der Moschee, und zwar unter dem Gebethe, ermordet wurde. Dieser hatte den Osman, Mohameds Schwiegersohn, zum Nachfolger, den man in
seinem

seinem Pallaste erwürgte. Nun gelang es endlich dem Ali, das Chalfat zu behaupten. Aber auch diesen traf der Tod, den ihm seine Feinde zubereitet hatten, in der Moschee, und seinen Sohn Hassan konnte selbst die Niederlegung der Chalfatenwürde nicht retten.

Das Haus der Omaisjaden riß hierauf (661) die Chalfatenwürde an sich. Von jeher unruhig und herrschsüchtig, benutzte es die schwache Regierung des Ali und seines Sohnes, die Herrschaft über die Staaten der Araber sich zuzueignen. Moawijah, Statthalter von Syrien, stürzte Ali's Familie durch Meineid, Aufruhr und Mord. Mit ihm begannen aber auch die glänzenden Eroberungen der Araber von neuem. Ihn unterwarfen sich östlich Samarcand und Sogdiana, und westlich verschiedene Städte im Gebiete von Cyrenae. Seine Flotten anstigten die Küsten von Kleinasien, und erschienen sogar vor Constantinopel.

Hier fanden sie endlich Widerstand, nach dem weder Heraklius noch seine ersten Nachfolger

folger dem glücklichen Fortgange der arabischen Unternehmungen hatten Einhalt thun können. Dieses Unvermögen wurde hauptsächlich durch die lebhafte Einmischung in die theologischen Zänkereyen, von welchen sich die unpolitischen, von ihren Hofgeistlichen zu sehr abhängigen Kaiser nicht zurückhalten konnten, verursacht. Die dadurch entstandenen Parteyen brachten öftere Revolutionen hervor, oder bewirkten wenigstens den frühzeitigen Tod mancher Kaiser. Constantin III, der Sohn des Heraklius, starb schon nach drey Monathen (641) an der Auszehrung; aber eigentlich soll sein schleuniges Lebensende durch eine Vergiftung der Stiefmutter Martina, und des Patriarchen, bewirkt worden seyn. Jene wollte ihren leiblichen Sohn Herakleonas auf den Thron bringen, und der Patriarch wünschte den Kaiser zu stürzen, weil er die Secte der Monotheleten nicht wollte aufkommen lassen. Unter diesen verstand man diejenigen, nach deren Meynung Christus nur Einen Willen gehabt haben sollte. Doch Herakleonas, der Sohn der Martina, behauptete sich auch nur sechs Monathe, ob er gleich, durch eine Empörung gewarnt, seit

Galletti Weltg. 5r Th. H h nen

nen Bruderssohn zum Mitregenten angenommen hatte. Die Parthey der Monotheleten war so wenig mit ihm zufrieden, daß sie den Constans zum alleinigen Regenten machte. Herakleonas hatte das Schicksal, daß man ihm die Nase abschchnitt, und in diesem Zustande wurde er nebst seiner Mutter, nach Kappadocien verwiesen.

Constans II, und seine Minister, waren so vernünftig, daß sie den Zänkerereyen der Theologen (648) ein Ende geböthen. Die katholische Parthey aber fand es höchst ungerecht, daß man ihr nicht ferner erlauben wollte, zur Unterdrückung der kezerischen Monotheleten alle ihre Disputirkünste aufzubieten. Schon der Pabst Johann V hatte des Heraklius für die Monotheleten günstige Erklärung feyerlich verworfen, und der Pabst Martin I war über des Constans Verboth so aufgebracht, daß er es wagte, die Verordnung desselben, in einer im Lateran in Rom gehaltenen Kirchenversammlung, für kezerisch zu erklären. Constans fühlte aber seine Kaiserrechte so innig, daß er (653) den Pabst, und den Exarchen zu Ravenn:

Ravenna, in Verhaft nehmen ließ, und der Pabst mußte im Gefängnisse sterben. Doch Constans zog sich, sowohl durch die Ermordung seines Bruders, als durch seine Anhänglichkeit an den Monotheleten, so vielen Haß zu, daß er (663) den Entschluß faßte, die Residenz nach Rom zu verlegen. Aber auch hier fand er sich nicht gern gesehen. Freylich hatte er diese Stadt, die er mit Gewalt besetzte, von seinen Soldaten plündern lassen. Er zog daher bald nach Syracus in Sicilien, wo er nach einigen Jahren (668) ermordet wurde. Sein Nachfolger, Constantinus Pogonatus (mit dem Barte) mußte mit seinen beyden Brüdern die Regierung theilen, weil die Soldaten auch eine irdische Dreyeinigkeit zu sehen wünschten. Das oströmische Kaiserthum hatte aber lange keinen für die Bertheidigung des Reiches so besorgten Kaiser gehabt. Die von Moawija vor Constantinopel geschickte Flotte wurde (677) größtentheils verbrennt. Dieses Verdienst um Constantinopel erwarb sich ein Syrer, Namens Callinikus, der aus dem Dienste des Chalifen in den kaiserlichen übergangen war. Er warf auf die

Schiffe der Saracenen (Araber), aus metallnen Töpfen und Röhren, eine Art von Schießpulver, welches, mit einem schrecklichen Getöse, und einem dicken Dampfe, losknallte, und alles um sich her zerschmetterte. Das dadurch verursachte Feuer brennte auch unter dem Wasser fort, und konnte nur durch Weinessig, Urin und Sand gedämpft werden. Man war zu Constantinopel so froh, die Flotte der Araber besiegt zu haben, daß man keinen ernstlichen Plan machte, die von ihnen weggenommenen Provinzen wieder zu erobern, und daß man sich mit einem dreißigjährigen Waffenstillstand begnügte, durch den die Araber (678) sich verbindlich machten, als einen Tribut für die eroberten Länder, jährlich 3000 Pfund Gold (andere halb Millionen Thaler) zu bezahlen. Man hatte aber auch um diese Zeit mit den Bulgaren einen so lebhaften Kampf, daß man ihnen (680) eine jährliche Abgabe zugestehen mußte. Gegen die Araber würde man noch nachgiebiger sich haben beweisen müssen, wenn nicht die Maroniten die östlichen Gränzen des Reiches noch eben so glücklich als muthig vertheidigt hätten. Diese Leute,
die

die von einem Mönch, oder Eremiten des 7ten Jahrhunderts, welcher Maron hieß, ihren Nahmen entlehnten, und von dem Kaiser Heraklius, ihrem Zöglinge und Gönner, ansehnliche Güther erhielten, wurden, wegen ihrer Uebereinstimmung mit den Monotheleiten so verfolgt, daß sie bey den rüstigen Bewohnern des Gebirges Libanon ihrer Zuflucht suchten. Einer ihrer angesehensten Männer, Johann Maron, erklärte sich zum Patriarchen, und sein Nefse, Abraham, gab den Heerführer der Maroniten ab, die gegen die Griechen zu Felde zogen. Eben dieselben heunruhigten aber durch ihre Streifereyen den zu Damascus residirenden Chalifen, dessen Macht schon durch inländische Unruhen geschwächt wurde, so gewaltig, daß diese froh waren, durch einen Vertrag mit dem oströmischen Kaiser Justinian II, dem raschen und unbesonnenen Nachfolger des Constantins, sich von den Anfällen dieser muthigen Leute befreyen zu können. Justinian handelte so unpolitisch, daß er an dem Untergange der Maroniten mit allem Eifer arbeitete. Seine Armee brennte (685) ihr Hauptkloster nieder, und versetzte den Ueberrest

berrest dieses tapfern Volkes, 12000 Krieger, nach Armenien und Thracien. Den Verlust derselben fühlte er nach einigen Jahren sehr lebhaft. Er weigerte sich, den Tribut der Araber in fremder Münze anzunehmen. Darüber brach ein neuer Krieg mit denselben aus, in welchem dem oströmischen Reich auch noch das ganze Gebieth von Karthago, nebst andern afrikanischen Provinzen, entrisen wurde. Da nun Justinian, der Urheber dieses unglücklichen Krieges, durch sein grausames Verfahren, und durch seine harten Auflagen, zu welchen ihn ein Mönch und ein Berschnittener, seine vornehmsten Rathgeber, verleiteten, sich noch verhafter machte, so konnte er einer Revolution, die ihn vom Throne stürzte, nicht wohl entgehen.

Leontius aus Isaurien, Patricius und General, den Justinian, durch die Verläumdungen seiner Feinde bewogen, drey Jahre im Gefängnisse schmachten ließ, benutzte die Unzufriedenheit über dessen Regierung zur Befriedigung seiner Rache, und schwang sich (694) an seine Stelle auf den Thron.

Thron. Den Justinian wurde die Nase abgeschnitten, und er mußte darauf nach der taurischen Halbinsel (der Krim) wandern.

Leontius spielte seine Kaiserrolle aber auch nur einige Jahre. Er schickte eine Flotte nach Afrika, um den Fortgang der arabischen Eroberungen zu hemmen; diese entsprach jedoch der Hoffnung nicht, die man sich von ihr gemacht hatte. Da sich nun ihr Oberbefehlshaber, Absimarus, wegen der Verantwortung, fürchtete, so vereinigte er sich mit seinen Freunden, den Leontius zu stürzen, und dieser wurde (698) ohne Nase und Ohren in ein Kloster gesteckt. Aber Absimarus, der als Kaiser den Namen Ziber III annahm, wurde nach einigen Jahren wieder durch Justinian II verdrängt. Dieser hatte bey dem mächtigen Chane der Chazaren (einem tapfern von der Viehzucht, der Jagd und von Räuberzügen lebenden Volke, welches sich von der Wolga bis an den europäischen Vog ausbreitete, und den größten Theil der Krim beherrschte) seine Zuflucht gesucht, und dessen Schwester geheyrathet. Dennoch wollte ihn der Chan an den

den

den Kaiser Tiber ausliefern. Nun flüchtete er zu dem Fürsten der Bulgaren, und dieser war, von Justinians Parthey unterstützt, mächtig genug, ihn (705) nach Constantinopel, und auf den Thron, zurückzubringen. Aber Justinian benahm sich jetzt eben nicht klüger, als ehemahls. Unter andern bewies er so viel Grausamkeit und Rachsucht, daß er den Leontius aus dem Kloster herausholte, und enthaupten ließ. Seine Wohlthäter, die Bulgaren, behandelte er mit Undankbarkeit. Sodenn gab er den unmen- schenfreundlichen Befehl, die Krim in eine Einöde zu verwandeln. Als Philippicus, der General, der diesen Befehl vollziehen sollte, dazu keine Neigung fühlte, zog Justinian an der Spitze eines Heeres hin, um denselben zur Strafe zu ziehen; aber die Parthey des Philippus war so mächtig, daß er (711) den Justinian gefangen nehmen und hinrichten lassen konnte.

Nach zwey Jahren wurde jedoch auch Philippicus, ein unthätiger Regent, von seinem geheimen Sekretär Artemius gestürzt, der, unter dem Nahmen Anastasius II, seine Kaiser:

Kaisersrolle auch nicht länger, als zwey Jahre, spielte. Er hatte einen Diakonus an der großen Kirche zu Constantinopel zum Admiral der Flotte bey Rhodus gemacht. Darüber wurden (715) die übrigen Officiere bey derselben so mißvergünzt, daß sie sich nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen den Kaiser, empörten, und dieser wurde dadurch zur Niederlegung seiner Regierung bewogen. Theodosius III, den man zur Annnehmung der Kaiserwürde zwang, mußte (717) auch bald wieder vom Throne heruntersteigen, und ihn dem Leo III aus Isaurien, einem General, den die Armee zum Kaiser gewählt hatte, überlassen. Leo trieb sowohl die Araber, als die Bulgaren, von Constantinopel tapfer zurück; hierdurch ist er aber viel weniger, als durch seinen Krieg gegen die Kirchenbilder, berühmt geworden.

Die Statuen und Silber, durch die man das Andenken der Heiligen und Märtyrer in den Kirchen zu erhalten suchte, gaben eine unschuldige Veranlassung zur Abgötterey. Die Christen mußten sich darüber von Juden
und

und Mahomedanern manchen Vorwurf machen lassen. Der vernünftige Leo hielt es daher (726) für nöthig, den Gebrauch der Bilder in den Kirchen feyerlich zu untersagen. Die katholische Geistlichkeit hatte aber für den Bilderdienst, der ihren Kirchen so manche Gabe frommer Seelen zufließen ließ, einen so standhaften Eifer, daß sie den Kaiser, der ihn nicht dulden wollte, geradezu einen Feind Gottes nannten. Der römische Pabst, Gregor II, erklärte ihn für einen Ketzer, und munterte die katholischen Christen auf, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Dennoch ließ Leo (730) die Statuen und Bilder wirklich aus den Kirchen wegschaffen, und sein Nachfolger Constantin V setzte, aller Anfechtungen ungeachtet, den Eifer in Ausführung der Entfernung der Kirchenbilder so standhaft fort, daß er auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel (755), bey welcher 338 Bischöfe gegenwärtig waren, es so weit brachte, daß nicht nur die Anbethung, sondern auch der Gebrauch der Bilder in den Kirchen, mit aller Strenge untersagt wurde. Nun schimpfte man aber von Seiten der Bilderverehrer auf den Kaiser ganz gewaltig;

waltig; nun gab man ihm den Beynahmen Copronymus (der Rothige); nun forderten die Mönche von der Kanzel die Leute zur Empörung auf. Zur Strafe zog der Kaiser ihre Klostergüter und Einkünfte ein; auch ließ er ihre Reliquien ins Meer werfen. Während daß jedoch Constantin V die Bilderabgötterey mit lobenswürdigem Eifer verfolgte; während daß er das Reich gegen Araber, Slawen und Bulgaren sehr brav vertheidigte, konnte er auf das, was in Italien vorgieng, nicht Aufmerksamkeit genug verwenden; konnte er den schnellen Wachsthum der weltlichen Macht des römischen Pabstes nicht verhindern.

Rom, welches jetzt eine ziemlich armselige Hauptstadt der Welt vorstellte, hatte einen unter dem griechischen Exarchen zu Ravenna stehenden Herzog zum weltlichen Oberhaupte. Dieser konnte, da der Exarch selbst in einer bedrängten Lage sich befand, sein Ansehn nur wenig behaupten. Dagegen schlossen die Römer, welche der feyerliche katholische Gottesdienst, nebst Processionen und Festen, für die Schauspiele unter den ehemahligen Kaisern,

fern, welche die reichlichen Almosen von den großen Einkünften des h. Petrus für die vorigen Getreide; und Geldspenden schadlos hielten, sich immer mehr an ihr geistliches Oberhaupt, den Pabst, an. Dieser zeigte sich ihnen so nahe in seiner ganzen Würde; ihm hatten sie es zu danken, daß Rom der Hauptsitz der katholischen Religion war, daß an die Stelle der verlohrnen Weltherrschaft die Hierarchie trat, die durch Missionarien geschwinder, als durch Heere, wuchs. Das vom Kaiser Leo ausgegangene Verboth des Bilderdienstes benutzte der schlaue Pabst Gregor II, die schwachen Bänden, welche Rom bisher noch an das oströmische Kaiserthum angeknüpft hatten, völlig zu zerreißen, und durch ihn bewogen, erklärte (726) die Bürgerschaft Roms, ganz feyerlich, sie würde dem Kaiser zu Constantinopel so lange allen Gehorsam entziehen, als er nicht christlich und gesetzmäßig regierte. Sie entrichtete ihm nun keine Abgaben mehr. Der Kaiser und seine Erarchen wollten die Römer durch gewaltsame Mittel anhalten, ihre Schuldigkeit zu beobachten. Der römische Herzog sollte den Pabst als den Urheber der Empörung,

rung, todt oder lebendig auskiefern. Aber
 ein Aufstand der römischen Bürger nöthigte
 den Herzog, sich zu entfernen. Der Herzog
 von Neapel, der ihm zu Hülfe kommen
 wollte, wurde nebst seiner Mannschafft von
 den Römern niedergehauen. Auch ein neuer
 Herzog, den der oströmische Hof schickte,
 konnte sich nicht behaupten. Die Römer be-
 schlossen in der Begeisterung, die ehemahlige
 Republik wieder herzustellen. Sie wählten
 sich einen Senat. Ihr Beyspiel reizte die
 Städte des Exarchats, die Vertheidigung
 ihrer Freyheit, und der heil. Kirche, zu bez-
 schwören. Der Exarch Paul wurde in einem
 Aufstande erschlagen, eine kaiserliche Flotte
 vor Ravenna besiegt, die andre durch einen
 Sturm vernichtet. Die Ohnmacht des Exar-
 chats benutzte der longobardische König Luit-
 prand, Ravenna und andre Städte desselben
 in seine Gewalt zu bringen. Als ein ver-
 stellter Gönner der Rechtgläubigkeit und der
 Römer, widmete er, auf die Vorstellungen
 des Pabstes, der Kirche des heil. Petrus
 einige eroberte Oerter und Bezirke als ein
 Geschenk. Nun kam jedoch (729) ein neuer
 Exarch mit einer ansehnlichen Macht nach
 Italien.

Italien.

Italien, besetzte Ravenna und andre Orter von neuem, und beredete den Luitprand sogar, in Verbindung mit ihm gegen Rom anzurücken. Gregor II, der es nicht auf eine Belagerung ankommen lassen will, zieht an der Spitze einer feyerlichen Procession zum Lager des longobardischen Königs. Dieser wird durch den ehrwürdigen Anblick so gerührt, daß er sich vor dem Pabste niederwirft, daß er ihn und die heil. Kirche gegen jede Mißhandlung zu schützen verspricht. Der Exarch, der einen Augenzeugen dieses Austrittes abgab, mußte froh seyn, daß ihn der Pabst vom Damm los sprach. Seit dieser Zeit war der oströmische Kaiser blos der Titularcherr von Rom, welches, mit einem kleinen Bezirke an beyden Seiten der Tiber, einen Freystaat vorstellte.

Der Pabst, das geistliche Oberhaupt desselben, entwarf frühzeitig den Plan, der Oberherr eines ansehnlichen Gebiethes in Italien zu werden. Die Kirche des heiligen Petrus bekam, so wie andere Kirchen, von frommen Leuten Güther und Ländereyen geschenkt,

schenkt, die sich zuletzt in ansehnliche Bezirke verwandelten, und das sogenannte Eigenthum des heil. Petrus *) bildeten. Die fern rückten aber die Longobarden immer näher, die besonders nach dem Besitze, und der Plünderung der Stadt Rom, sehr lustern waren. Die Gefahr für Rom wurde aber noch drohender, als der longobardische König Aistulf das Exarch oder das oströmische Gebieth in Italien, in seine Gewalt brachte. Aistulf rückte (753) nachdem er Ravenna erobert hatte, gegen Rom an. Der bedrängte Pabst konnte bey dem oströmischen Kaiser, mit dem er sich der Kirchenbilder wegen veruneinigt hatte, und der sein Exarchat nicht zu vertheidigen vermochte, gegen die Longobarden keine Hülfe suchen. Aber jenseits der Alpen in Frankreich herrschte der mächtige König der Franken, Pipin der Kleine, um dessen Königswürde der Pabst sich einiges Verdienst erworben hatte. Das Oberhaupt der Kirche durfte also auf Pipins Dankbarkeit Anspruch machen. Dennoch fand sich

*) Patrimonium Petri.

ſich Stephan III, nachdem er ſowohl mit dem Hofe zu Conſtantinopel, als mit dem fränkischen Könige, fruchtloſe Unterhandlungen gepflogen, und vergebliche Briefe gewechſelt hatte, (754) bewogen, in der Mitte des Winters über die Alpen nach Frankreich zu gehen, um dem Pipin ſeine Noth in eigener Perſon vorzuſtellen. Bey dieſer Gelegenheit ernannte er, als erſter Repräſentant der römischen Bürgerſchaft, den Pipin und ſeine Söhne, die er zugleich mit dem heil. Salbböhl beſtrich, zu römischen Patriciern; dagegen machte ſich aber Pipin zur Vertheidigung der Stadt Rom feyerlich verbindlich. Es währte jedoch bis in den Herbſt dieſes Jahres, ehe Pipin zum erſtenmahl nach Italien zog. Ein Sieg über die Longobarden, und die Belagerung von Pavia, nöthigte dem Aſtulf (755) das Verſprechen ab, alles eroberte zurückzugeben. Er hielt jedoch ſein Verſprechen ſo wenig, daß er zu Anfang des folgenden Jahres (756) wieder vor Rom rückte. Pipin zog nun zum zweyten Mahle nach Italien, und Aſtulf mußte alles eingehen, was er von ihm verlangte, und beſonders

das

das den Griechen abgenommene Exarchat herausgegeben, welches Pipin dem Eigenthume des h. Petrus einverleibte. So verzögerten die fränkischen Regenten, daß die Longobarden ihre Macht nicht weiter ausbreiten konnten. Eben diese fränkischen Regenten hielten aber auch die Araber von dem weitem Vordringen in Europa ab, die, unter ihrem Chalifen Walid I, nicht nur ihre siegreichen Waffen in Asien jenseits des Gihons ausgebreitet, sondern auch das westgothische Reich in Spanien und Portugal erobert hatten.

Die Westgothen hatten den Franken allmählig fast alle ihre Länder in Frankreich abtreten müssen, dagegen aber nicht nur das suevische Reich in Spanien, sondern auch ein Stück der nördlichen Küste von Afrika, sich zugeeignet. Der suevische König Miro, der dem westgothischen Prinzen Hermenegild gegen seinen Vater Lewigild beystand, mußte die Herrschaft des letztern gewissermaßen schon anerkennen. Sein Sohn Eborich wurde von einem andern, der Anseca hieß, gezwungen, ein Mönch zu werden.

Galletti Weltg. sr Th. 3 i den.

den. Aber nun mischte sich Lewtgild in diese Händel. Andeca mußte nun gleichfalls ins Kloster wandern, und die Sueven durften sich seit (585) der westgothischen Herrschaft nicht länger entziehen. In Afrika, welches blos durch die schmale Meerenge von Gibraltar von Spanien getrennt ist, bemächtigten sich die Westgothen desjenigen Theils von Mauritanien, wo Tingis (Tanger) die Hauptstadt war. Hier bekamen sie in der Folge die Araber zu Nachbarn, welche die uneinige und schwache Regierung der Westgothen benutzten, um ihnen nicht nur ihre afrikanischen Besitzungen, sondern auch Spanien und Portugal, zu entreißen.

Seitdem Reccared den katholischen Glauben zur herrschenden Religion des westgothischen Reichs gemacht hatte, seitdem traten die Bischöfe, und in der Folge auch die Aebte, unter den Mitgliedern der Reichsversammlung auf, und sie benutzten das höhere Ansehen, das ihnen ihre geistliche Würde, und ihre tiefern Einsichten erteilten, die Regierungsverfassung nach hierarchischen Grundsätzen einzurichten. Die Kirchenzucht

chenzucht galt jetzt für das wirksamste Strafmittel. Jedermann, selbst der König, mußte sich derselben unterwerfen. Theobald trug kein Bedenken, Kirchenbuße zu thun, und mehrere seiner Nachfolger warfen sich anbetend vor der Versammlung nieder, aus welcher der h. Geist sprach. Unterstand sich jemand, der Kirchenzucht zu widerstreben, so hielt man sich um so mehr berechtigt, den weltlichen Arm gegen ihn in Bewegung zu setzen. Da der König für die Versammlung der Reichsstände eine so tiefe Hochachtung fühlte, so benutzten sie dieselben, von den schlauen Prälaten geleitet, die Gewalt der Könige immer mehr einzuschränken. Erst setzte man fest, daß jeder König des westgothischen Reiches gewählt, und daß seine Wahl nicht eher, als nach dem Tode seines Vorgängers, vorgenommen werden sollte. Aber nicht nur die Wahl, sondern auch die Gewalt des Königes, wurde immer mehr eingeschränkt. Der König durfte der Versammlung der Stände nicht länger beywohnen, als bis er seine Propositionen übergeben hatte. Zuletzt blieb ihm weiter nichts, als die vollziehende Gewalt. Je geringer

das Ansehn der Könige war, um so lebhafter regte sich das Spiel der verschiedenen Partheyen, in welche das Interesse die Großen der Nation absonderte. Die Thronveränderungen ereigneten sich daher immer häufiger. Erwig wurde durch seine Parthey in den Stand gesetzt, dem Könige Wamba (680) die Krone zu entreißen. Eben dieses Schicksal bereitete ihm aber (696) Egiza, ein Verwandter des Wamba, der die Regierung mit seinem Sohne Witiza theilte. Dieser regierte nach dem Tode seines Vaters auf eine lobenswürdige Art; da er aber gegen die Geistlichkeit sich nicht ehrerbietig und freygebig genug bewies, so stellte diese aus Nachsicht seine Schwächen als die unerhörtesten Laster auf; so brachte sie es endlich dahin, daß der Prinz Roderich, der Enkel eines vornehmlichen Königes, ihn vom Throne stieß. Gegen diesen wurden nun von des Witiza Verwandten die Araber herbeygerufen.

Die Araber hatten indessen das ganze Gevieth des ehemaligen vandalschen Reiches in Afrika, überwältigt, und einen großen Theil der Landeseinwohner, die man, ohne Rücksicht

Acht auf ihren verschiedenen Ursprung, unter dem gemeinschaftlichen Nahmen der Maurer (Mauritanier) begriff, ihrer Nation einverleibt. Maurer und Araber galten daher in der Folge für Ein Volk, und diese Leute waren es nun, die den Westgothen ihre Besitzungen auf den beyden Seiten der Meerenge von Gibraltar entrissen. Schon seit Wamba's Zeiten (677) griffen sie das westgothische Afrika an, und unter dem Egiza gerieth der größte Theil desselben in ihre Hände. Der Gedanke, nach dem nahen Spanien überzusetzen, war für die Araber jetzt sehr natürlich, und ihr Plan zur Ausführung desselben war gewiß schon gemacht, als die Verwandten des verdrängten Witiza, welche ihrer Nachsicht die Vaterlandsliebe aufopferten, mit dem Musa, dem Statthalter des Chalifen über Afrika, sich in Unterhandlungen einließen. Der Erzbischof Oppas von Sevilla, der Bruder des Königs Witiza, die Söhne desselben, und der Schwiegersohn, der Graf Julian, machten sich heimlich verbindlich, die Oberherrschaft der Araber anzuerkennen, und ihnen einen jährlichen Tribut zu entrichten. Die
 Araber

Araber versuchten es zuerst (710 Jul.) mit 500 Mann, an der spanischen Küste zu landen. Da die Unternehmung keinen Widerstand fand, stellte sich im folgenden Jahre (711) der General Tarif mit 5000 Mann ein. Von ihm erhielt der Felsen Gibraltar (Gebel al Tarif) seinen Namen. Noch kamen 7000 Mann nach. Dieser Kriegsmacht der Araber rückte Roderich entgegen. In der Schlacht bey Xeres de la Frontera am Guadelete (26. Jul.) gieng der Graf Julian mit den Truppen, die er commandirte, zu den Arabern über. Dieß vollendete die Niederlage der Westgothen. Roderich und die edelsten Gothen fielen; Oppas ließ den siegreichen Arabern überall die Thore öffnen. Die Einwohner der Städte, denen die arabische Regierung nicht anstand, durften auswandern. Wer da blieb, behielt seine Religion, seine Gesetze, sein Eigenthum, und bezahlte ein jährliches Kopfgeld. Da die bisher so gedrückten Juden diese Gelegenheit ergriffen, um die Christen die Drangsalen, die sie von ihnen ausgestanden hatten, wieder empfinden zu lassen; da Pest und Hungersnoth den Muth der Westgothen

nieder:

niederschlug; da Musa die Armee, die schon in Spanien vorhanden war, noch durch 18000 Mann, die er selbst herüber führte, vermehrte, so wurde die Eroberung Spaniens den Arabern ziemlich leicht. Wenn auch Sevilla und Merida sich noch einige Zeit hielten; wenn auch hier und da sich wieder Haufen von entschlossenen Gothen sammelten; so mußte doch Sevilla, so mußte doch das bewundernswürdig schöne und feste Merida, durch Hunger erzwungen, sich ergeben; so wurde Saragossa und Barcellona durch die arabishe Flotte erobert. Der Graf Theodemir von Alicante, Valentia, u. s. w. erklärte sich (713) für einen Unterthan des Chalifen. Seinem Beyspiele folgten bald mehrere westgothische Statthalter. Schon entwarf Musa den Plan, alle Länder des oströmischen Kaiserthumes in Europa zu erobern, als ihn der Chalif (714) nach Damascus rief, wo sein Verdienst, das Gebieth des Chalifats durch die Länder der Westgothen vermehrt zu haben, mit Undank belohnt wurde. Der Eroberer Spaniens mußte eine Geldstrafe erlegen, eine Wallfahrt nach Mecca thun, und seine Söhne hinrich;

ten sehen. Indessen wanderten immer mehr Araber, nicht nur aus Afrika, sondern auch aus den entferntern asiatischen Provinzen, nach Spanien. Jemehr ihre Zahl wuchs, je eher konnte ihr Entschluß reisen, über die Pyrenäen in Frankreich einzudringen. Hier leistete ihnen aber Karl Martell, Pipins des Kleinen Vater, der bey Tours (732) und Narbonne (737) zwey herrliche Siege über sie ersocht, einen so nachdrücklichen Widerstand, daß sie den Plan, auch Frankreich zu erobern, so wie fast alle Besitzungen diesseits der Pyrenäen, aufgaben. Karl Martells Nachfolger, Pipin der Kleine, eroberte endlich auch die wichtige Stadt Narbonne, und Karl der Große bemächtigte sich sogar des zwischen den Pyrenäen und dem Ebro liegenden Theiles von Spanien.



Inches

1 2 3 4 5 6 7 8
 1 2 3 4 5 6 7 8
 Centimetres

TIFFEN Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

ehr
 uch
 en,
 hs,
 ber
 en.
 Dis
 urs
 iche
 Kitz
 uch
 Bes
 en.
 ine,
 tadt
 igte
 und
 ien.